

Zeitschrift: Saiten : Ostschweizer Kulturmagazin
Herausgeber: Verein Saiten
Band: 16 (2009)
Heft: 175

Rubrik: Kunst

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 16.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

FEUCHTES TRAUMLAND

Alec Soth fotografiert das verblasste Land der unbegrenzten Möglichkeiten. Zu sehen im Fotomuseum Winterthur.

von Tin Fischer



Charles, Vasa, Minnesota. Aus der Serie «Sleeping by the Mississippi». Bilder: Alec Soth



Mother and daughter, Davenport, Iowa.
Aus der Serie «Sleeping by the Mississippi».

Der Autor Geoff Dyer hat die Tragödie der Great Depression mit Fotos von Hüten zu beschreiben versucht. Er begann mit Bildern von wartenden Menschen unter einem Meer aus Hüten und endete mit Obdachlosen, die ihren Hut zum Schlafen gar nicht mehr abnehmen und ihn als letztes Kissen benutzen. Alec Soth hingegen erzählt anhand von Bett und Penis von seinem Land. «Sleeping by the Mississippi» heisst eine seiner Arbeiten, die im Fotomuseum Winterthur ausgestellt werden. Es sind Einzelbilder jener «dritten Küste Amerikas», an der der junge Amerikaner aufgewachsen ist und lebt. Da taucht ein Bettgerüst an der Uferzone auf und eine im Schilf versunkene Matratze. Da ist das Bett, auf dem Charles Lindbergh als Kind geträumt haben soll. Und da sind Mutter und Tochter aus Davenport in Iowa, die auf ihrem Restposten-Sofa posieren und die lackierte Erotik ihrer Beine präsentieren. Er sei kein Erzähler, sagt Soth, als ich ihn in Winterthur treffe. Er reise wie Huck Finn auf dem Floss durch sein Traumland. Es gehe nicht um den Mississippi als Ganzes (da würden zum Beispiel auch Hochhäuser stehen, aber die lasse er aus), sondern um sein eigenes Sich-Wundern. Wie Klicken durchs Internet sei das. Fragmentiert wie Poesie. Über das Bild der Beine und leeren Blicke notierte Soth, dass die Tochter davon träume, Krankenschwester zu werden. Ihre Mutter hingegen habe das Träumen aufgegeben.

Bekehrung am Set

Melancholisch und liebenswürdig komisch wie der Balladensänger Ben Folds blickt Soth auf die Men-

schen, denen er auf seinem Weg durchs «Jesusland» des Mittleren Westens begegnet. Steht er im Museum vor seinen Bildern, wird dieser offene, unkomplizierte Fotograf aber doch noch zum Erzähler. Berichtet, wie ihn die Anhängerin der Pfingstbewegung, die ihm das Foto eines Engels (beziehungsweise einer Wolke) zeigte, auch während des Fotografierens bekehren wollte. Sieht man, wie umständlich der Aufbau seiner Grossbildkamera jeweils ist, darf man annehmen: Er hatte wohl anderes zu tun, als bekehrt zu werden; verschwand flugs unter seinem Kameratuch und nennt die Ausstellung nun: «Der Raum zwischen uns».

«Niagara» heisst der zweite grosse Teil der Schau und handelt von diesem Monument des amerikanischen Patriotismus und der sexuellen Obsession. Die bessere (sprich: höhere) Hälfte der Niagara-Fälle liegt zwar in Kanada. Schon früh beanspruchte die junge Republik der heutigen USA das Gewässer als nationales Monument. Der Zustrom von Touristen machte Niagara bereits im 19. Jahrhundert zum Ort der verbotenen Freuden des pruden Landes. Als Oscar Wilde die Wasserfälle als «the second greatest disappointment in American married life» bezeichnete, konnte er nicht nur die ästhetische gemeint haben. Hier boomte bald die Flitterwochen-Industrie. «What you need is ten minutes with a good man at Niagara Falls», sagte Cary Grant zur jungen Grace Kelly in «To Catch a Thief».

Penisse und Plastikpferde

Heute würde er ihr Las Vegas empfehlen. Viele junge Menschen haben in diesem heruntergekommenen Touristenort noch immer ihr erstes Mal oder beschliessen, wenn sie etwas älter sind, hier ihre dritte Ehe. «Ich mag diese verblasste Americana», sagt Soth, in dessen Bildern Amerika weder düster noch glanzvoll ist. Er habe in Niagara eine Arbeit über Liebe machen wollen. Herausgekommen ist, ironisches Geschick, ein Werk über Penisse von Plastikpferden und fleischigen Männern. Über jenes Körperteil, an dem man die Leidenschaft wachsen sehen könne, so wie die ersten Amerikaner im Gedöns der Niagara-Fälle ein Symbol für die Imposanz ihrer Nation vermuteten.

Kaum ein Künstler oder Intellektueller nimmt die Niagara-Fälle noch ernst. Soth tut es trotzdem. Wie die Landschaftsmaler des 19. Jahrhunderts stellt er sich an den Abgrund der Wasserfälle und fängt ihre ganze dramatische Schönheit ein. «Oh ja, sie sind wirklich beeindruckend», sagt er vor einem der metergrossen Bilder. Und verwandelt das Imposante der Natur sogleich in die menschliche Tragödie: «Es rauscht und bebt ständig. Du willst einfach etwas tun, wenn du da stehst. Du verstehst plötzlich, warum hier Menschen runter springen.» Selbstmordversuche an den Niagara-Fällen erlangen immer wieder traurige Berühmtheit und finden ihren Weg bis auf Youtube. Aber auch diesen Rang hat die amerikanische Westküste mit ihrer Golden-Gate-Brücke den Wasserfällen im Osten abgelaufen.

Fotomuseum Winterthur. Bis 8. Februar. Öffnungszeiten: Di bis So, 11-18 Uhr, Mittwoch 11-20 Uhr. Mehr Infos: www.fotomuseum.ch

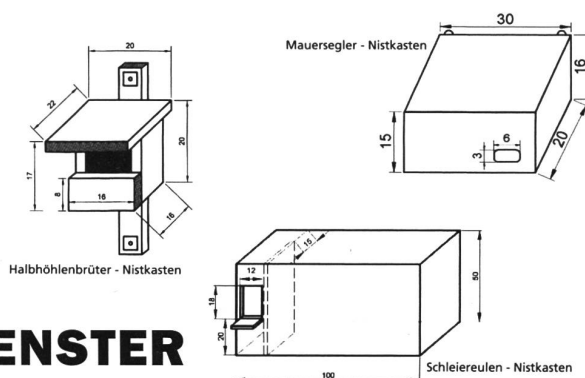


Bild: pd.

SCHAUFENSTER

NISCHENPRODUKT.

Hinten oder vorne. In Herisau weiss man nie wirklich, wo man sich denn nun aufhält. Darauf, dass sich der Schaukasten am Rande des Dorfes befindet, kann man sich wohl einigen. Der Strasse weiter raus folgend wird es bald mal grün. Der Rand, zumindest im übertragenen Sinn, ist auch das Thema der aktuellen Ausstellung im Schaukasten, der immer wieder für eine Überraschung gut ist. Man staunte nicht schlecht, als der Superstar Simon Starling das Foto eines goldenen Gebisses darin ausstellte. Aber auch die heimischen und im Start begriffenen Künstlerinnen und Künstler sorgen immer wieder für Erstaunen. Für ihren Beitrag machte die Zürcher Künstlerin **Yeliz Palak** in Herisau eine Umfrage: Sie erkundigte sich nach Räumen, die für Menschen die Funktion einer Nische haben. Orte, die belebt werden können und nicht zwingend kommerziell genutzt werden müssen. Die Nische ist eben nur noch ein

Nischenprodukt. Wo es geht, wird sie vermieden. Die bestehenden werden mit Gittern und Toren, mit Leuchten und Linsen eliminiert. «Wo gibt es Orte, die angeeignet und für nicht vorgegebene Zwecke umfunktioniert werden können. Existieren solche Orte überhaupt?», fragte Palak nach und setzte die Antworten in einem Ortsplan von Herisau um. Viel schaute dabei nicht heraus. Gerade eine grüne Fläche leuchtet auf dem Plan und grün bedeutet «keine Öffnungszeiten, unbetreut» und eben auch: Bahnhofsbereich. Andere Herisauer Nischen sind der Warteraum des Bahnreisenzentrums, der Geldautomatenraum der UBS, der Eingangsbereich des Cinetreffe usw. Das Lachen über die Herisauer Nischenlosigkeit kommt aber nicht weit, wenn man sich überlegt, wo es denn in der Stadt noch undefinierte Orte gibt. (js)

Schaukasten Herisau. Bis 15. Februar. Mehr Infos: www.schaukastenherisau.ch

WELTPREMIERE.

Rapid Prototyping wurde bis anhin vor allem von Designerinnen und Ingenieuren genutzt. Das Verfahren erlaubt, in einem Computerprogramm Volumen «auszudrucken»: Schicht für Schicht trägt eine grosse teure Maschine Kunststoffpulver auf und ein Laser härtet die einzelnen Lagen aus. Der St.Galler Künstler **Bernard Tagwerker** hörte bereits vor zwanzig Jahren von dieser Technik, mittlerweile ist sie ausgereift und nutzbar. In der kommenden Ausstellung im Katharinen zeigt Tagwerker zum ersten Mal seine dreidimensionalen Arbeiten, die er mit einem Zeichenprogramm, das sonst Architekten und Designer nutzen, und ebendiesem Rapid-Prototyping-Verfahren fertigte. Diese Art zu arbeiten, eröffnet ihm die Möglichkeit, die Bildung von Volumen dem Zufall zu überlassen: Ein Zufallsgenerator des Programms setzt im dreidimensionalen Raum Punkte, die der Künstler mit Kurven verbindet, aus denen sich das Volumen rechnen lässt. Tagwerker, der seit 1985 ausschliesslich mit dem Computer arbeitet, und 66 Jahre alt ist, sagt: «Wenn ich gross bin, möchte ich Physiker oder Mathematiker sein.» Natürlich, wenn man als Künstler von der Technik fasziniert sei und stark mit ihr arbeite, werde einem schnell mal Technikgläubigkeit vorgeworfen. Dadurch aber, dass er die Technik mit dem Zufall konfrontiere, breche er das

auf. Er überlässt aber auch die ausgestalteten Objekte dem Zufall und dem Publikum. Sie können angefasst, aufgehoben und in einer anderen Position wieder hingestellt werden. Überhaupt treffe er sowenig ästhetische Entscheidungen wie möglich. Er nimmt sich als Autor zurück und vermittelt zwischen den Maschinen. Dadurch entstehen faszinierend flüchtige, bildhauerisch aber extrem präsente Werke. (js)

Katharinen St.Gallen. 23. Januar bis 15. Februar. Öffnungszeiten: Mi bis So 15-18 Uhr. Vernissage: Donnerstag 22. Januar, 18.30 Uhr.

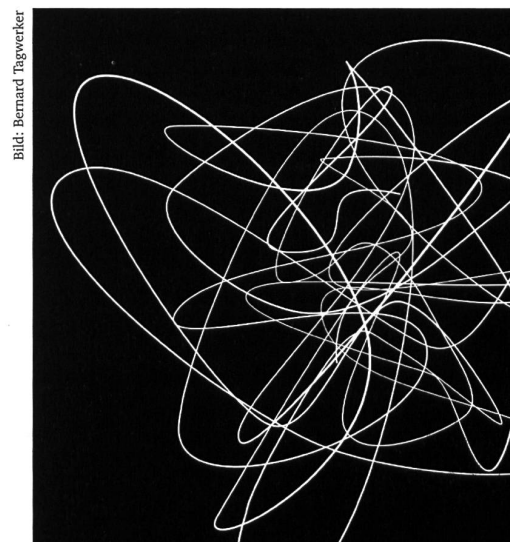
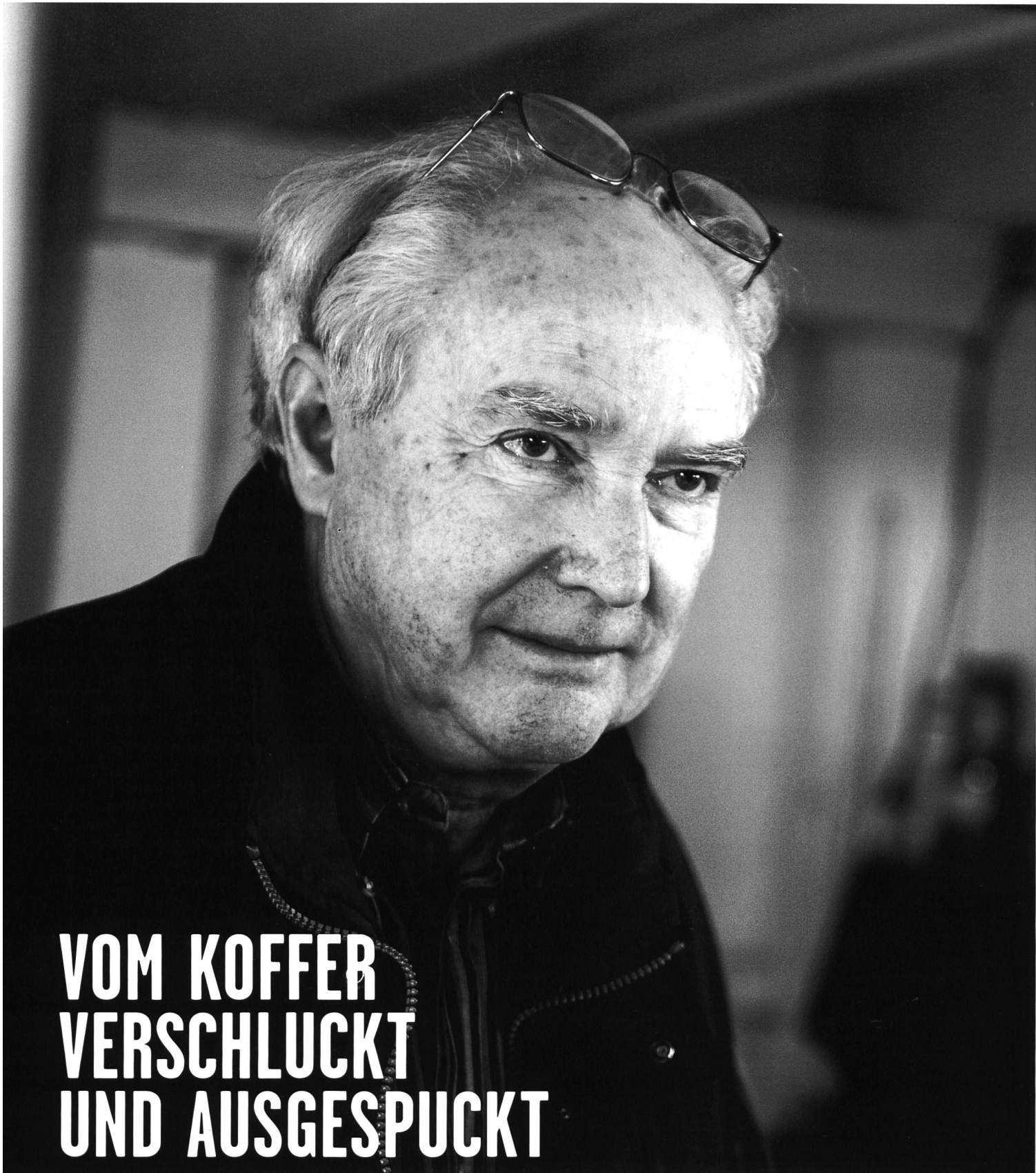


Bild: Bernard Tagwerker



VOM KOFFER VERSCHLUCKT UND AUSGESPUCKT

«Der Treueprüfer» heisst der neue Erzählband des Autors und Verlegers Beat Brechbühl. Schräg-schöne Bilder und surreale Vorkommnisse prägen die elf Geschichten, die den Leser in einen reissenden Erzählstrom ziehen. von Andrea Gerster

Bild: Tine Edel

Beat Brechbühl schreibt Prosa und Lyrik. Früher schrieb er Geschichten für Kinder – am bekanntesten wohl die «Geschichten vom Schnüff» – und heute für Erwachsene. Und er verlegt Bücher in seinem Verlag Waldgut in Frauenfeld. Dazu gehört das bekannte Atelier Bodoni, eine Handsetzerei und -druckerei. Bei dieser Vielzahl intensiver Tätigkeiten scheint es nicht weiter verwunderlich, dass Beat Brechbühl, wenn man ihm an einer literarischen oder nichtliterarischen Veranstaltung begegnet, meistens erklärt, dass er eigentlich keine Zeit habe. Keine Zeit für ein Gespräch, und im Grunde auch nicht, um an diesem Anlass anwesend zu sein. Er sei komplett mit Arbeit zugedeckt. Doch dann geschieht regelmässig etwas Seltsames. Er beginnt zu erzählen, von seiner Arbeit, seinen Erlebnissen, seinem Leben früher und heute. Und ehe man sich versieht, hat man eine halbe Stunde dagestanden und zugehört. Beat Brechbühl steht ständig unter Strom, aber wenn er zum Erzählen ansetzt, ist er die Ruhe selbst und zieht seine Gesprächspartner, die zu Zuhörern werden, in einen phantastischen Erzählstrom, dem nicht einmal er selber sich entziehen kann. Und dennoch ist der Satz «Ich habe keine Zeit» keine Koketterie.

Eine Frau namens Männlein

Dieses In-einen-Erzählstrom-gezogen-Werden geschieht auch bei Brechbühls Prosa. Elf neue Geschichten sind im Band «Der Treueprüfer» im Verlag Huber in Frauenfeld erschienen. Der Autor behält den lebenswürdigen Plauderton bei, der an keiner Stelle des 175 Seiten umfassenden Buches geschwätzig wirkt. Grob umrissen handeln die meisten Geschichten mehr oder weniger von der Arbeitswelt, abgesehen von vier Weihnachtsgeschichten. Da ist zum Beispiel in der Titelgeschichte ein Mann namens Starckh, der ein neues Geschäft aufzieht, in dem er Leute ausbildet, die andere auf ihre Treue, auf ihre Nichtverführbarkeit testen. Erzählt wird aus unterschiedlichen Perspektiven, etwa aus der Sicht einer Frau namens Männlein, einer Mitarbeiterin der Firma. An einer Stelle verlässt sie «das schreiende, tobende Büro». Dies als ein Beispiel der nicht wenigen schräg-schönen Bilder im Buch. Die Erzählweise erinnert an eine Befragungssituation. Dabei geht nicht hervor, zu wem die Leute sprechen. Vielleicht ein Polizeiverhör? Beim Psychiater? Supervision? Oder Gott? Der Autor lässt dies offen, ebenso in der Geschichte «Der Tärner», wo an einer Stelle gesagt wird: «Es gibt Situationen im Leben des Menschen, in denen er alles erzählt – ob es wahr ist oder nicht.»

Schön wie ein Grossverteiler

Die Geschichte «Der Sternenhimmel» wiederum ist herrlich ironisch. Da fungiert die Firma als Feindbild. Der Protagonist entzieht sich der Totalüberwachung und muss danach lernen, mit der Freiheit umzugehen, manchmal mit surrealem Resultat. In der Geschichte «Koffer Gotthold» wird der surreale Ansatz auf die Spitze getrieben. Der vielreisende Protagonist wird regelmässig von seinem eigenen Koffer angegriffen, verschluckt und wieder erbrochen. Gotthold ist also alles andere als ein stiller, zuverlässiger Reisebegleiter, wie ihn ein Werbetexter einmal beschrieben hatte. Der Koffer entwickelt mehr Charakter und Eigenleben als seinem Besitzer lieb ist. Es könnte sein, dass ihm der Name Gotthold nicht gefällt.

In «Ein Erlebnis, und dann noch eins» sieht der Ich-Erzähler in der Migros Gott und den Osterhasen. Das heisst, er ist überzeugt, diese zu sehen. Die Geschichte vom stressigen Wochenendeinkauf eines Alleinstehenden am Freitagmittag ist skurril und doch nachvollziehbar. «Gott ist schön wie ein Grossverteiler», lässt der Autor seinen Helden einmal sagen.

Das pralle Leben

Aus dem Nähkästchen zu plaudern scheint Beat Brechbühl in der Geschichte «Hotel ist einfacher als Freunde». Hotelsuche, Buchmesse und aussergewöhnliche Buchhändlerinnen wie Begum die Wilde kommen da vor, ebenso Freunde, die der Freundschaft entwachsen sind. Ein Hinweis, dass manchmal das Leben die Geschichten schreibt, dürfte der Satz sein: «Begum raunte mir jahrelang als literarische Figur im Kopf herum.» Dass man Beat Brechbühl in der einen oder anderen Geschichte wiedererkennt, schadet überhaupt nicht. Im Gegenteil, denn damit kommt eine weitere Dimension des Erzählens hinzu.

Die Szenen einer Ehe mit Rosenkrieg und allem Drum und Dran wird in der Geschichte «Rache ist nicht immer süss» heraufbeschworen. Rolf und Rose sind im Ruhestand, wobei nur der eine seine Ruhe will. Eine ganzheitliche Sicht auf das pralle Leben, das nicht mit der Pensionierung aufhören soll.

«Der Treueprüfer» ist ein Fundus von Geschichten mit der ironisch-liebevollen, aber auch kritischen Handschrift des ständig unter Strom stehenden Beat Brechbühl, der in diesem Jahr seinen siebzigsten Geburtstag feiert.

Beat Brechbühl. Der Treueprüfer. Geschichten. Verlag Huber, Frauenfeld 2008.

AUFGABENSAMMLUNG FÜR ANGEHENDEN LYRIKER

von Fred Kurer

404

schreib ein zutiefst tragisches gedicht
dein ewiges fernweh betreffend und
deine geworfenheit
schreib wie ausgerechnet du
geboren werden musstest
inmitten einer von bergen umstandenen welt
ausgerechnet du
mit deiner seefahrenden seele

643

schreib drei zeilen von einem gedicht
verteilt auf die zehn kanus
über deinem brustkorb
lass sie treiben in der badewanne
zieh den stöpsel raus und ruf
MANN ÜBER BORD

6845

schreib ein gedicht über das treffen mit
einer frau in lila mantel
mit dunkler brille und einem
vielfach geschlungenen kopftuch und die
anschliessende diskussion deiner religion
mit einer nicht-atheistin anlässlich einer
durch schneefall behinderten busfahrt
von istanbul nach kars

richte dich nicht so sehr auf das gedröhn
des magirus-busses
als auf die stille des schnees

10477

schreib ein gedicht auf eine 100\$-note
voll lob auf grösste schweizer banken
falte diese zweimal doppelt
bring sie in umlauf in liechtensteins vaduz
wenn die polizei dich schnappt
knurre laut und belle wie ein hund

lieber ein local hero als ein global loser

Fred Kurer, 1936, ist Autor, Theaterschaffender und Reisender. In seinem im Dezember erschienenen Lyrikband «St. Gallen und andere Liebschaften» (Orte-Verlag Obereggen) finden sich Gedichte auf Hochdeutsch und in St. Galler Mundart, die zwischen der grossen Welt und St. Gallen hin und her pendeln. Anstelle einer Besprechung ein Abdruck in Auszügen seiner «Aufgabensammlung für angehende Lyriker».

COMEDIA



Katharinengasse 20, CH-9004 St.Gallen,
Tel./Fax 071 245 80 08, medien@comedia-sg.ch

**AUCH IM NEUEN JAHR. BESUCHT UNS. GENIESST UNSERE AUSWAHL.
BENUTZT UNSEREN BESTELLSERVICE. DIE GUTE BUCHHANDLUNG
IM ZENTRUM DER STADT.**

www.comedia-sg.ch mit unseren Buch-, Comic/Manga- und WorldMusic-Tipps und dem grossen Medienkatalog mit E-Shop!

Gallusjubiläum 2012 - Agentur oder Arbeitsgemeinschaft für Konzeptentwicklung gesucht

**Für die Feierlichkeiten zum Gallusjubiläum wird eine Agentur oder Arbeitsgemeinschaft
gesucht, die bis im Sommer 2009 ein Konzept ausarbeitet.**

Das Jubiläum 1400 Jahre Gallus soll von Kanton, Stadt St.Gallen und beiden Kirchen gemeinsam begangen werden. Unter der Federführung des Weltkulturerbeforums wird ein Gesamtkonzept entwickelt, das den unterschiedlichen Feiern und Festen, Kongressen und Ausstellungen der Institutionen einen gemeinsamen Rahmen gibt, den ganzen Kanton St.Gallen einbezieht, nachhaltig wirkt und die historische Figur Gallus aus heutiger Sicht interpretiert. Das Jubiläum soll in Stadt und Kanton und mit interessierten Gästen aus Europa in begeisternder, pointierter und überraschender Form gefeiert werden und einen Bezug zwischen Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft herstellen.

Den vollständigen Ausschreibungstext finden Sie unter: www.kultur.sg.ch, *Stichwort: Gallusjubiläum*.
Ihre Bewerbung senden Sie bitte bis **20. Januar 2009** an:

Amt für Kultur, Stichwort Gallusjubiläum, Regierungsgebäude, 9001 St.Gallen, E-Mail: kultur@sg.ch

**Kanton St.Gallen | Bistum St.Gallen | Katholischer Konfessionsteil des Kantons St.Gallen |
Evangelisch-reformierte Kirche des Kantons St.Gallen | Stadt St.Gallen**

Lassen Sie sich

**von uns
inspirieren**

NiedermannDruck

Rorschacher Strasse 290
9016 St.Gallen
Telefon 071 282 48 80
info@niedermanndruck.ch
www.niedermanndruck.ch



LITERATOURE

mit Richard Butz

Zehn neue Bücher aus einem Jahr, die ich auch noch gerne für «Saiten» besprochen hätte:

Friedrich Glauser. Man kann sehr schön mit Dir schweigen – Briefe an Elisabeth von Ruckteschell und die Asconeser Freunde 1919-1932.

Der 23-jährige Glauser geht im Juli 1919 nach Ascona, verliebt sich dort in Liso und beginnt eine rege Korrespondenz mit ihr und anderen Asconesen. So auch mit Bruno Goetz, den Liso nach dem Bruch der Beziehung mit Glauser heiratet. Ein Leckerbissen für Glauser-Freunde, denn diese Briefe waren bisher nicht zugänglich, und ein weiterer aufschlussreicher Blick auf die grosse Zeit Asconas. Nimbus Verlag, Wädenswil 2008.

Zvi Yavetz. Erinnerungen an Czernowitz – Wo Menschen und Bücher lebten.

Auf der Zugreise nach dieser einst legendären Kulturmetropole und Vielvölkerstadt gelesen. Die Begegnung dann eher ernüchternd, umso wichtiger der in gepflegter Sprache verfasste Bericht über den untergegangenen jüdischen Alltag in dieser Stadt, die so wichtige Dichterinnen und Dichter wie Paul Celan, Rose Ausländer oder Erwin Chargaff hervorbrachte. C.H. Beck, München 2008.

Sima Vaisman. In Auschwitz.

1944 wurde die aus Bessarabien stammende und nach Frankreich geflohene 41-jährige Ärztin Sima Vaisman nach Auschwitz-Birkenau deportiert. Sie

überlebte und beschrieb wenige Tage nach der Befreiung auf nur rund achtzig Buchseiten hart und schonungslos die Hölle, durch die sie und ihre Mitgefangenen gegangen waren. Ein schonungsloses und erschütterndes Dokument. Lilienfeld Verlag, Düsseldorf 2008.

Shalom Auslander. Eine Vorhaut klagt an – Erinnerungen.

In diesem autobiografischen Roman rechnet der US-Autor selbstironisch und bitterböse mit den zahlreichen Verboten ab, mit denen er in einem ultra-orthodoxen jüdischen Milieu aufgewachsen ist. Aber eigentlich ist dies ein intelligentes und – trotz allem Bitteren – vergnügliches Buch über Religion und Glauben, ganz losgelöst vom Judentum. Endlich habe mal jemand ein Buch über den Katholizismus geschrieben, soll ein älterer Leser bei einer Lesung gewitzelt haben. Berlin Verlag, Berlin 2008.

Ulrich Holbein. Narratorium.

Das wohl verrückteste Buch dieser Saison. Holbein, selber ein Freak (aber ein äusserst ernsthafter), beschreibt in einer deftigen, umschweifigen und ausufernden Sprache über 255 Lebensgeschichten von historischen oder lebenden Persönlichkeiten. Dabei schont er niemanden, teilt aus, entzaubert, rühmt oder beschimpft, ganz wie ihm beliebt. Eine Fundgrube, eine im besten Sinne seltsame Enzyklopädie der Verrücktheiten, Torheiten und Genialitäten, die in gut 3000 Jahren und auf allen Kontinen-

ten von Abenteurerinnen, Jokern, Oberbonzen, Psychonautinnen, Scharlatanen, Urmüttern oder Zuchthäuserinnen, um nur einige Kategorien zu nennen, angerichtet wurden. Ammann Verlag, Zürich 2008.

Steff Signer. Highmatt.

Zu Holbein passend, ein Sammelsurium von Gedichten, Liedern und Rezepten über Aussenseiter, Erlebnisse, Idyllen und «Spinnereien». Alles aus der Nähe, dem Appenzellerland, zu dem sich Signer gerne bekennt, aber eben auf eigene, kritische und doch ganz sympathische Weise. Kurz: ein originelles-originales und eigenwillig gestaltetes Buch, für das man Signer schon deshalb dankbar sein darf, weil er auf die sonst grassierende neue heimattümelnde Appenzeller Schönmalerie verzichtet. Limmat Verlag, Zürich 2008.

P.M. Neustart Schweiz – So geht es weiter.

Am Tag nach der Wahl von U.M. in die sogenannte Landesregierung tut es gut, bei P.M. nachzulesen, dass die Zeit für Nachbesserungen an unserer Gesellschaft langsam ausläuft. Stichwort-Beispiel: die sogenannte Finanzkrise, die klar macht: «Es reicht also nicht mehr, die Dinge etwas besser zu machen, wir müssen anders an sie herangehen.» Ein Plädoyer auf gut achtzig Seiten, das, weil es so einleuchtend ist, unter die Haut geht. Edition Zeitpunkt, Solothurn 2008.

Richard Sennett. Handwerk.

Noch ein Plädoyer, diesmal geht es darum, was mit uns passiert, wenn wir Praxis und Theorie, Technik und Ausdruck, Macher und Nutzer voneinander trennen. Was ja genau ein Teil gegenwärtigen Leidens ausmacht. In wenigen Zeilen ist dieses kluge und aufrüttelnde Buch nicht zu beschreiben, möge ein einziger Beleg-Satz genügen: «Wenn Menschen Dinge herstellen, wissen sie meist nicht, was sie tun.» Ratschlag: «Dinge herstellen» breit auslegen und dann mit Nachdenken beginnen. Berlin Verlag, Berlin 2008.

Carl-Ludwig Reichert. Folk.

Folk ist wieder «in», so sehr, dass fast vergessen geht, woher das alles kommt, oder wer Woody Guthrie war oder Joan Baez ist. Reichert, der schon ein hervorragendes Buch über den Blues publiziert hat, geht den Spuren der Folk-Music nach, diskutiert, definiert, erzählt und zieht seine Recherche bis ins Heute weiter. Dazu liefert er ein Glossar typischer Begriffe und Instrumente. Deutscher Taschenbuch Verlag, München 2008.

Matthias Zschokke. Auf Reisen.

Der seit langem in Berlin lebende Schweizer Autor reist von dort los, in die Schweiz, zum Beispiel nach Grenchen (was treibt einen dorthin?) oder nach New York (warum wollen alle dorthin?) oder nach Amman (warum geht kaum jemand dorthin?). Zschokke berichtet vordergründig und leichtfüssig von Essen, Trinken und Schlafen, doch dahinter versteckt sich möglicherweise die sehr tiefgründige Frage, ob, wer reist, wirklich etwas erlebt. Ammann Verlag, Zürich 2008.



Bild: Anna Frei

SAITEN 01/09



PUNK ALS POLITIKUM, CHAOS ALS INSPIRATION



Patti Smith auf der Suche nach ihren Wurzeln. Bilder: pd.

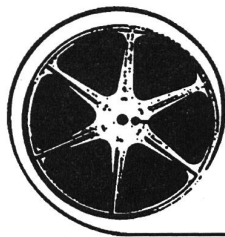
Das Künstlerinnenporträt «Patti Smith: Dream of Life» liefert eine impressionistische Reise zwischen Reliquienschrein und Rock'n'Roll-Rausch. Wer einen Musikfilm erwartet, wird enttäuscht, bekommt dafür die unbändige Kraft der widerspenstigen Punk-Schamanin zu spüren. Lieder, Lyrik und Schicksalsschläge prägen ihr Leben. von Nathalie Grand

Patti Smith meint es mit dem Leben genauso ernst wie mit dem Tod. Die charismatische Künstlerin verbringt ebenso viel Zeit an den Gräbern ihrer einstigen Weggefährten und Überväter wie mit lebenden Musikkollegen und Familienangehörigen. Vor laufender Kamera besucht Patti Smith die letzten Ruhestätten von William Blake und Allen Ginsberg, breitet zärtlich die sterblichen Überreste ihres Freundes Robert Mapplethorpe aus, die sie in einer kleinen Urne ständig mit sich trägt, oder sie begibt sich in Frankreich auf die Suche nach dem Grab von Arthur Rimbaud, der von der Beatgeneration als Anarchist verehrt wurde. Die geheime Zwiesprache mit Erinnerungsstücken mag auf den ersten Blick absonderlich wirken, sie ist aber letztlich nur Ausdruck des assoziativen Stroms zum Leben und Schaffen der amerikanischen Künstlerin und ihres Bewusstseins der eigenen Sterblichkeit.

Patti Smiths Weltoffenheit gründet bereits in ihren College-Jahren. Als begeisterte Leserin der französischen Poesie beginnt sie unter dem starken Einfluss von Rimbaud und Baudelaire selbst Gedichte zu schreiben. Mit 22 zieht Patti Smith nach New York. Dort ist sie Rockkritikerin, Theaterautorin und Schauspielerin. Um ihre oft ungestümen Texte einem größeren Publikum zugänglich zu machen, lässt sie sich von Lenny Kaye an der Gitarre begleiten. Rock'n'Roll schafft die Verbindung nach draussen. Aus diesem Kern soll später die Patti Smith Group entstehen. Worte sind ihr heilig. Im Film wird man Zeuge ihrer ständigen Suche nach neuen Texten. Patti Smith saugt die Welt in sich auf und schwemmt sie als Liedtexte, Gedanken, Gedichte und Anekdoten über Geschehnisse wieder an die Oberfläche. Der Film zeigt sie während fast zwei Stunden auf ihrer spirituellen Suche nach den eigenen Wurzeln.

Glücksmomente, Verluste, Utopien

Über elf Jahre begleitete der Modefotograf Steven Sebring die Künstlerin. In «Patti Smith: Dream of Life» erzählt eine Stimme eine verknappte Version des Lebens der heute 62-jährigen Frau mit zu großen Schuhen, Männerkleidern und zerzauster Frisur. Die Stimme gehört Smith, erzählt wird nur, was die Künstlerin selbst für wichtig hält, sie behält immer die Kontrolle über den Film. Der Rahmen ist reduziert auf Jahreszahlen, Wohnorte, Albumtitel und Konzertsäle. Die Souveränität ihrer Kunst spiegelt sich auch in den Interviewsequenzen. Punk als Politikum, Chaos als Inspiration, Gesang als eine Möglich-



VON DER ROLLE

von David Wegmüller

keit unter vielen, ihr kreatives Potential auszuschöpfen. Patti Smith versteht sich als Arbeiterin. Mit der gleichen Verpflichtung jeder Sache gegenüber, ob als Musikerin, Malerin, Dichterin, Fotografin oder Mutter. Sie will immer kommunizieren, mit dem Publikum, mit anderen Künstlern, mit der Katze auf dem Fensterbrett und mit den Toten.

Steven Sebring filmt Patti Smith mit der 16-mm-Kamera auf Konzerten, Anti-Kriegsveranstaltungen und bei ihrer Familie. Die «Patin des Punk» wird zum kleinen Mädchen, wenn sie bei ihren Eltern auf dem Sofa sitzt, zur liebenswerten Mutter, wenn sie mit dem Sohn im Hotelzimmer plaudert oder zum lockeren Kumpel, der mit Musikerkollege Flea übers Pipi machen im Flugzeug witzelt.

Glücksmomente, Verluste und Utopien sind bei Patti Smith nahe beieinander. 1979, nach der Veröffentlichung von «Wave», zieht sie sich ins Privatleben zurück. Heiratet und bekommt zwei Kinder. «Dream of Life» ist ihr erstes musikalisches Lebenszeichen nach neun Jahren. Die Platte ist die einzige, die sie gemeinsam mit ihrem Mann Fred «Sonic» Smith, Mitbegründer der Rockband MC5, aufgenommen hat. Was als Comeback geplant war, gerät zum Intermezzo. Das Schicksal spielt ihr böse mit. Patti Smith verliert ihre besten Freunde: Robert Maplethorpe stirbt an Aids, Richard Sole, der Keyboarder ihrer Band, an Herzversagen. 1994, während der Vorbereitung zu einer neuen Platte, stirbt ihr Mann Fred unerwartet. Kurz darauf verliert sie auch ihren Bruder Todd. 1995 trifft sie zum ersten Mal den Fotografen Steven Sebring.

«Outside of society, ...»

Die emotionale Kraft ihrer Lieder scheint auch Bob Dylan nicht entgangen zu sein. Patti Smith folgt der Einladung ihrer einstigen Leitfigur und geht 1995 mit Dylan auf Tournee. Im Film werden wir Zeuge dieses Zusammentreffens und des Endes ihrer langen Bühnenabsenz. Smith, die sich in ihren Songs auch auf Mutter Teresa, den Dalai Lama oder Buddha bezieht, improvisiert im Leben wie auf der Bühne. Ihr Inneres ist so unaufgeräumt wie ihr Zuhause. Meist sitzt sie am Boden oder in einer Ecke auf einem ausladenden Sessel, macht Polaroid-Aufnahmen oder kritzelt etwas auf ein Stück Papier. Bei Konzerten verausgabt sie sich bis zur Erschöpfung, widersetzt sich mit ihrer schlabbrigen Kleidung dem sexuellen Druck auf Frauen und begehrt immer wieder öffentlich gegen George W. Bush und andere Politiker auf. «Outside of society – That's where I wanna be» schmettert sie in «Rock N Roll Nigger» den gebannten Zuhörern entgegen.

Die Kamera schweift durch leere Räume, Strassenzüge und Landschaften, bleibt an Fotografien und Notizen hängen. Sebring spielt in seinem Erstling bewusst mit filmischen Kontrasten, unterschiedlichen Zeitebenen und Schauplätzen auf mehreren Kontinenten. Letztlich steht immer Patti Smith im Zentrum. Grenzenlose Verehrung lässt den Film jeder kritische Distanz vergessen. Die Aufnahmen rücken immer weiter in die Ferne. Der Betrachter wähnt sich in einem Traum, der nur durch die Stimme von Patti Smith zusammengehalten wird.

«Patti Smith: Dream of Life» läuft im Januar im **Kinok St.Gallen**. Genaue Daten siehe Kalender.

UNTER OSSIS.

Vor ein paar Monaten traf ich für ein «Saiten»-Interview mit vier Ostschweizer Filmemachern zusammen. Ziel war, herauszufinden, was den Ostschweizer Film ausmacht. Ich hatte die abstrakte Vorstellung, dass es so etwas geben müsse, den Ostschweizer Film. In Wirklichkeit aber, so lautete das Ergebnis, gibt es ihn nicht – oder besser gesagt: Er kommt nur rein zufällig zustande. Dann nämlich, wenn sich die überall in der Schweiz verstreuten Ostschweizer ihrer Herkunft zuwenden. Dass dies im Moment gerade bei einigen spannenden Produktionen der Fall ist, muss keine tiefer liegenden Gründe haben. Aber unter «Ossis» dürfen wir darob gerne kurz die Brust schwellen lassen.

Thomas Rickenmanns Erstlingswerk «Schönheiten des Alpsteins» zum Beispiel hat eine unglaubliche Kinokarriere hinter sich: 24'600 Zuschauer (Stand: 10.12.2008) hat der Heimat-Dokumentarfilm in den letzten Monaten in die Säle gelockt. Dies ist schweizweit ein Spitzenwert. Dabei hat der dreissigjährige Abtwiler für seinen Film «nur» den Rucksack angeschnallt und ist in Realzeit zwischen Säntis und Hohem Kasten in ein paar Kuhfladen getreten. Doch gerade damit scheint er – 25 Jahre nach Sten Nadolnys Roman – den Zeitgeist getroffen zu haben: die (Wieder-)Entdeckung der Langsamkeit. Der Film ist komplett naturalistisch – bisweilen fast schon touristisch – und verzichtet bewusst auf externe Töne und Inszenierungen. Dazu passt, dass Rickenmann das Projekt quasi als «One-Man-Walk» durchgezogen und in der Postproduktion auch selber fertiggestellt hat.

Die Antithese zu Rickenmanns «Wellnesskino» ist «ZuFallBringen» von Dennis Ledergerber. Hier wird das Publikum nicht runter-, sondern hochgefahren. Vier junge Erwachsene führt das Schicksal, oder auch der Zufall, an einer Silvester-



Still aus «Bal al'üna». Bild: pd

party zusammen. Von dort aus erfahren wir durch Rückblenden, wie sich die Protagonisten in ihre misslichen Lagen manövriert haben. Nach dem Vorbild von Darren Aronofskys «Requiem for a Dream» folgt die Geschichte einer konsequenten Abwärtsspirale, die im Rhythmus der gezogenen Koks-Linien auf der Zeitachse beschleunigt wird. Der 21-jährige Ledergerber aus Rorschacherberg hat den Spielfilm ohne jegliche professionelle Hilfe mit Laiendarstellern gedreht und damit eine eindrucksvolle Visitenkarte abgegeben. «Ich bin mir zu hundert Prozent sicher, dass ich Filme machen will», sagt er. Und von dieser Sicherheit kommt auch sein pragmatischer Ansatz: «Wenn wir nicht so recht wussten, wie man eine Szene dreht, haben wir einfach so getan, als wüssten wir es». Offensichtlich ein plausibles Konzept, denn auch «ZuFallBringen» hat in St.Gallen schon einige Zuschauer angezogen.

Während «Schönheiten des Alpsteins» und «ZuFallBringen» bereits in den Kinos laufen, feiern im Januar zwei weitere Ostschweizer Dokumentarfilme ihre Premiere. «The Prison and the Priest» von Armin Menzi aus Frauenfeld begleitet den St.Galler (Gefängnis-)Pfarrer Peter Meienberg, den Bruder von Niklaus, bei seiner Arbeit in Kenia. Dabei konnte das Kamerateam dank Meienberg in den Gefängnissen selber filmen und die haarsträubenden Verhältnisse dokumentieren. Der Werdenberger Kuno Bont rekonstruiert in «Bal al'üna – Paula Roth – die Hexe vom Albulatal» die Biografie einer aussergewöhnlichen Wirtin, die vor zwanzig Jahren einem mysteriösen Raubmord zum Opfer fiel. Die Spurensuche führt vom Bodensee über das Appenzell bis ins Albulatal, ein trans-ostschweizerischer Filmparcours also. Oder so ähnlich.

MUT IM GEMISCHTWARENLADEN

Im Januar steht im Theater am Kirchplatz in Schaan eine Uraufführung zum Spielzeitthema «Courage» auf dem Programm. Ein Gespräch mit Barbara Ellenberger über ihre Tätigkeit als künstlerische Leiterin, den Mut des Theatermachens in Liechtenstein und den dafür erforderlichen Spürsinn. von Flori Gugger

Saiten: Barbara Ellenberger, die geografische Lage Liechtensteins ist spannend. Das Fürstentum liegt eingebettet zwischen Österreich, der Schweiz und Deutschland, und doch ist man versucht, zu sagen: Schaan liegt in der Provinz. Was bedeutet es, an diesem Ort Theater zu machen?

Barbara Ellenberger: Für mich war immer klar, dass ich mit dem arbeiten muss, was vor Ort vorhanden ist. Ich biete einerseits dem lokalen Kulturschaffen eine Plattform, andererseits bringe ich international wichtige Projekte nach Liechtenstein, um sozusagen die Welt ins Dorf zu holen.

Das Theater am Kirchplatz (TaK) ist ein Gastspielhaus mit einem vielfältigen Programm. An einem Abend gastiert das Burgtheater Wien, am nächsten spielt eine lokale Theatergruppe. Ist es da möglich, eine eigene Handschrift zu entwickeln?

Das ist tatsächlich schwierig. Das TaK ist das einzige subventionierte professionelle Theater im Land. Deswegen habe ich mich dafür entschieden, einen «Gemischtwarenladen» zu führen. Es ist mir ein Anliegen, das TaK möglichst vielen Leuten zu öffnen. Das weite Spektrum ermöglicht mir, öfter zu spielen und eine breitere Bevölkerungsschicht zu erreichen.

Auch Komödien gehören für mich dazu. Alle eingeladenen Gastspiele sind von hohem künstlerischem Niveau. Dieses Niveau einzuhalten, macht meine Handschrift aus.

Viele Theaterrichtoren klagen, sie würden statt Komödie lieber «grosse Kunst» machen, aber dann bliebe das Publikum weg. Wie ist das bei Ihnen?

Das ist nicht nur eine Ausrede. Wenn ich eine Komödie des Vorarlberger Volkstheaters auf den Spielplan setze, dann sind wir in zwei Tagen ausverkauft. Allerdings hat sich gezeigt, dass Gastspielhäuser, welche über Jahre nur Komödie gebracht haben, jetzt vor leeren Rängen spielen, weil ihnen das Publikum weggestorben ist. Es kann gefährlich sein, nur für den Augenblick und die Kasse zu programmieren. Wir versuchen, das Publikum mit neuen Theaterästhetiken vertraut zu machen. Im Rahmen unserer «temporären akademie» bieten wir den Zuschauern Gelegenheit, die Inszenierungen nachzubereiten und über das vergängliche Produkt der Theatervorstellung zu diskutieren. Die «temporäre akademie» ist eine gute Investition in die Zukunft.

Weshalb lohnt es sich denn, auch in Zukunft noch ins Theater zu gehen?

Es gibt viele gute Gründe, ins Theater zu gehen. Theater ist eine Möglichkeit, mit sich selbst ins Gespräch zu kommen. Wir sehen, wie sich Figuren auf der Bühne in bestimmten Situationen verhalten und bringen das mit uns in Verbindung. Das Theater ist ein wichtiger öffentlicher Raum, wo auch Gemeinschaft – und überhaupt Sinn – gestiftet wird, indem man sich in einem grösseren gesellschaftlichen und historischen Kontext wahrnimmt. Und was mir ebenso wichtig ist: Im Theater geht es immer wieder darum, andere Werte als die ökonomischen hochzuhalten. Kreativität, Phantasie, Schönheit, Freundschaft und Liebe sind alles Dinge, die in der Kunst – und im Leben jedes Einzelnen – im Gegensatz zur kommerzialisierten Welt eine lebenswichtige Rolle spielen.

Träumen Sie manchmal von einem eigenen TaK-Ensemble?

Ja. Ich habe sieben Jahre am Stadttheater Hildesheim mit einem festen Ensemble gearbeitet und ich vermisse das tatsächlich. Ich finde es aber auch toll, zum Beispiel das Burgtheater Wien oder das Maxim Gorki Theater Berlin nach Liechtenstein einladen zu können.

Barbara Ellenberger versucht, das Publikum mit neuen Theaterästhetiken vertraut zu machen.

Bild: Sven Bösigger



THEATERLAND

Können Sie sich da frei von Ihren persönlichen Vorlieben leiten lassen und in der deutschen Theaterlandschaft auf Einkaufstour gehen?

Die TaK-Bühne ist zwar technisch gut ausgestattet, aber sehr klein, und der Vaduzer Saal, unsere zweite Spielstätte, verfügt über eine grosse Bühne, ist aber technisch schlecht eingerichtet. So fallen viele Produktionen, die für uns interessant wären, weg. Ich spreche mit Theaterleuten, lese Fachzeitschriften und die Feuilletons der grossen Zeitungen, ich lasse mich treiben und verfolge wie ein Hund spannende Fährten. Und zum Schluss ist vieles Glücksache. Die Termine aller Beteiligten, die technischen Anforderungen und die Finanzierung, alles muss passen.

Die Spielzeit läuft unter dem Motto «Courage». Im Januar steht eine Uraufführung zum Thema auf dem Programm: Die Eigenproduktion «Mut» in Zusammenarbeit mit dem Hildesheimer Theater AspiK. Was erwartet uns?

Uli Jäckle, der Leiter des Theaters AspiK, hat im letzten Jahr bei uns das Landschaftstheater «Schaan Connery» inszeniert. Er hat eine eigene Theatersprache entwickelt, die ich sehr spannend finde. Er schafft eine gute Mischung aus populären, allgemeinverständlichen, slapstickartigen Geschichten und feinsinnigem, poetischem Humor. Er sucht den Durchschnittsbürger zu erreichen und hat gleichzeitig eine skurrile Phantasie. Wir haben ihn beauftragt, zu unserem Spielzeitthema ein Stück zu entwickeln. Der Autor Carsten Schneider, der «Schaan Connery» geschrieben hat, hat zum Thema Mut recherchiert und in einem Kompendium von zwei Zentimetern Dicke Mut in allen Aspekten ausgeleuchtet. Diese Sammlung von Zitaten, Sprichwörtern, Dramentextausschnitten, Buchtiteln und Songs bietet die Grundlage für die Proben. Im Mittelpunkt steht der Alltagsmut, den es braucht, um das Leben zu bewältigen.

Sie leiten das TaK jetzt seit eineinhalb Jahren. Hat es Mut gebraucht, nach Schaan zu kommen?

Ja, das hat es. Doch je länger ich hier bin, desto lieber ist mir das TaK geworden. Unterdessen bereue ich meinen «Mut» gar nicht mehr. Unser Konzept funktionierte bereits in der ersten Spielzeit sehr gut. Wir konnten die Zuschauerzahlen steigern und haben mehr junges Publikum erreicht. Mit der «Nachbar» haben wir ein erfolgreiches Kulturpartyformat am Wochenende eingeführt. Bei der Klassik-Konzertreihe hingegen, welche bekannte Musiker wie Martha Argerich oder Gidon Kremer nach Vaduz bringt, bin ich noch lange nicht am Ziel. Da kommen zu wenige Leute.

«Mut». Uraufführung. Donnerstag 22., Freitag 23. Januar, jeweils 20:09 Uhr, Theater am Kirchplatz, Schaan.
Mehr Infos: www.tak.li



FABRIKTAGEBUCH.

«Für mich bedeutet die Fabrikarbeit, dass alle äusseren Gründe, auf denen das Gefühl meiner Würde, die Achtung meiner selbst beruhten, in zwei oder drei Wochen radikal zerbrachen unter der Gewalt eines täglichen, brutalen Zwanges. Und ich glaube nicht, dass dies in mir Revoltegefühle hervorrief, nein, ganz im Gegenteil, was ich am allerwenigsten von mir erwartet hätte – Fügsamkeit. Die Fügsamkeit eines ergebnen Lasttiers», schrieb die französische Philosophin, Anarchistin, «emanzipierte Jüdin und ungetaufte Christin»

Simone Weil 1934 in ihr «Fabrik-tagebuch». Die Tochter aus bürgerlichem Hause hatte sich zu jener Zeit von ihrer Unterrichtstätigkeit beurlauben lassen, um in einer Elektrofabrik zu arbeiten und das harte Leben der Arbeiter am eigenen Leib zu erfahren.

Im Stück «Simone Weil – Gedanken einer Arbeiterin» der St.Galler Theater-schaffenden Nathalie Hubler werden Originaltexte Weils gesprochen, in denen sie ihre Erfahrungen in der Fabrik – aber nicht nur jene – reflektiert und Lösungsansätze erstellt, die ein grundlegendes Umdenken wirtschaftlicher und sozialer Prozesse erfordern. Hubler versteht das Stück als eine «Hommage an diese mutige, klar denkende Philosophin», deren bewegtes Leben auf der Bühne ebenfalls dargestellt wird. Simone Weil litt stets unter der Privilegiertheit ihrer Herkunft und Erziehung und lebte in selbstgewählter Armut. 1943 starb sie 34-jährig im englischen Ashford an Unterernährung, sie hatte sich geweigert zu essen. «So wie die allgemeine und dauernde Lage der Menschheit in dieser Welt aussieht», schrieb Simone Weil in ihr Notizbuch, «ist es vielleicht immer ein Betrug, sich satt zu essen. (Ich habe ihn oft begangen.)» (nol)

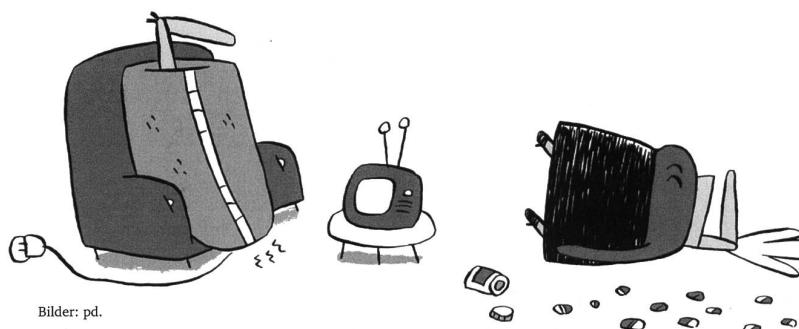
Keller der Rose St.Gallen. Dienstag 27. Januar (Premiere) bis Samstag 31. Januar, täglich 20.15 Uhr. Sonntag 1. Februar, 11 Uhr.

SITZMELODRAM.

«Flaschko, der Mann in der Heizdecke» ist ein Comicstrip des Wiener Nicolas Mahler, der regelmässig in der «Welt Kompakt» und in «La República XL» erscheint. Flaschko sitzt Tag für Tag regungslos und eingemummelt in seine Heizdecke im Sessel vor dem Fernseher, nichts und niemand kann ihn von dort wegbewegen – erst recht nicht seine Mutter, tablettensüchtige Alkoholikerin und seine einzige Bezugsperson. Mit ihr führt er, stets leicht genervt, banale bis absurde Dialoge, die sich manchmal nur über drei Bildfelder, manchmal über eine ganze Seite ziehen. Die Zeichnungen sind aufs Minimalste reduziert. Mahlers Figuren haben weder Augen noch Ohren oder Mund. Sein Humor ist auf eine sonderbare Weise sparsam und trotzdem urkomisch.

Nach der Inszenierung von «Kratochvil» wagt sich das Figurentheater Vagabu bereits zum zweiten Mal daran, eine Comicfigur von Nicolas Mahler als Tischpuppe auf die Bühne zu bringen. Bestimmt kein einfaches Unterfangen, leben die Comics doch gerade von der Bewegungslosigkeit Flaschkos. So wird «Flaschko, der Mann in der Heizdecke» denn auch als absurdes Sitzmelodram angekündigt. (nol)

Theater am Gleis Winterthur. Samstag 24. Januar, 20.15 Uhr. Mehr Infos: www.theater-am-gleis.ch



Bilder: pd.



ANGESETZT, WO «BRAVO» AUFHÖRT

Seit zehn Jahren betreibt eine kleine Gruppe in Konstanz eine grosse Internetseite für Musikfans. Ein Besuch auf der Redaktion von laut.de.

von Michel Kolb

Die deutsche Internetseite laut.de dürfte vielen bekannt sein, sie bietet für Musikinteressierte ein 6000 Künstler und 11'000 Albenkritiken – jeden Monat werden es 120 mehr – umfassendes Archiv. Dazu gibt es ein Poplexikon, das mit dem in der Musikbranche grassierenden Definitionssalat aufräumen soll, sowie als jüngstes Kind unter der Adresse laut.fm ein «user generated radio». Zu Deutsch bedeutet dies die Möglichkeit, in drei Schritten sein eigenes, kostenloses Webradio aufzuschalten, das hernach in jede beliebige Seite eingebunden werden kann. Wer möchte, kann seinem Sendungsbewusstsein mit diesem Angebot Luft verschaffen und mit seinen persönlichen Tracklists gewissermassen on air gehen.

Bisher sind rund 500 solcher Stationen entstanden, wobei sich bei der Vielzahl an bereits existierenden Webradios die Frage aufdrängt, ob diese mittlerweile nicht nahezu die Anzahl Hörerinnen und Hörer übersteigen. Der Blick auf das interne Rating der Radios zeigt, dass Nischenstile durchaus eine hohe Resonanz haben. Die Internetseite bietet mit diesem Ser-

vice, was generell charakteristisch für das Unternehmen ist, neben dem Mainstream auch Raum für Alternatives und Unbekanntes.

Wie im Schulzimmer

Als ich letzte Woche 27 Kinder in einem für hiesige Verhältnisse kleinen Schulzimmer unterrichtete, empfand ich es zuweilen als ungemütlich eng und stickig – in dieser Woche konnte ich mich beim Besuch bei laut.de davon überzeugen, dass deutsche Grossraumbüros in etwa ähnliche Platzverhältnisse bieten. Die sieben Musikkritikerinnen und -kritiker und die fünf weiteren Mitarbeitenden des in Konstanz ansässigen Webportals sitzen gleichsam eng beieinander wie tuschelnde Klassenkameraden, mit dem Unterschied, dass sie in der Mehrzahl still ihrer musikjournalistischen Tätigkeit nachgehen. «Morgens», wird Florian später beim Mittagessen sagen, «tragen wir alle autistische Züge.» Dennoch, wer in ihre Mitte tritt, erhält für einen kurzen Moment ihre freundliche Aufmerksamkeit.



Ihre Internetseite ist um einiges aufgeräumter als ihr Büro: die Redaktion von laut.de. Bild: Franz Hönig

1998 als Start-up gegründet und zu Beginn noch für Microsofts MSN tätig, hat das Team um Rainer Henze bald ein, wie er im Gespräch betont, «auch heute noch weitgehend unabhängiges» Portal gegründet, was in der Musikbranche selten sei. «Die Abhängigkeit der einschlägigen Magazine von einer Industrie, deren Produkte sie kritisch beurteilen sollte, erschreckt mich immer wieder», meint er in der «Kantine» des Konstanzener Netzwerks. Tatsächlich lässt sich diese Abhängigkeit leicht nachvollziehen. Wieso dies indes bei einem Internet-Medium anders sein soll, bleibt unklar. Schliesslich bilden die Inserate gerade für die im Netz tätigen Portale die einzige Finanzierungsmöglichkeit.

Auch negativ bewerten

Auf den Mainstream angesprochen, der sich auf der Startseite genauso wie im Archiv von laut.de findet, erklärt Rainer Henze, dass das Unternehmen sich diesem nie verschlossen habe. So wurde Britney Spears von Beginn weg ein Eintrag gewidmet, wie auch ihre Alben besprochen, doch im Unterschied zu den Musiksendern oder Branchenzeitungen dürfe bei laut.de auch negativ rezensiert werden. Florian Schade schiebt nach: «Wir setzen in etwa da an, wo das «Bravo» aufhört.» Und damit sich die Post-Bravolesenden nicht verloren vorkommen, denkt man sich dazu, finden sie neben «dem Anderen» auch das, was sie bereits aus dem allseits bekannten Sozialisierungshetfchen kennen. Das Andere indes besteht aus einer Mischung zwischen alten Pop- und Rockgrössen, wie auch aus weniger bekannten aktuellen Interpreten etlicher Stilrichtungen. Die geografische Nähe der deutschen Macher zur Schweiz spiegelt sich nicht in allen Fällen in den Artikeln wieder, so hat mich erstaunt, dass zu Sophie Hunger bisher kein Eintrag existiert, während ihr hierzulande schier jedes Printmedium bereits mindestens einen Text gewidmet hat. Ironischerweise sah ich sie zum ersten Mal ausgerechnet im Kon-

stanzer Kulturladen, damals noch mit Fisher und vor kläglichler Kulisse. Auf dem Radarschirm der «Süddeutschen» ist sie bis anhin nicht aufgetaucht, überhaupt wirken die Landesgrenzen stärker als erwartet; die drei erwähnen nämlich ebenso, dass sie bisher immer zu spät von den guten Konzerten im St.Galler Palace erfahren hätten. Wohlgerne, sie alle verbringen ihre Arbeitstage stets online, das World Wide Web entweder selbst beackerd oder nach neuen Infos durchforstend.

Bescheidene Mittel

Die drei Männer, die mir gegenüber mittlerweile zu einem Teil Hirschragout und zu zwei Teilen Vegetarisches verspeist haben, wirken zufrieden mit ihrer Arbeit, niemals aber arrogant ob all der Resonanz, die der kleine Betrieb erwirkt. Mich erstaunt, wie viel sie durch den gekonnten Einsatz des Computers erreicht haben – mit vergleichsweise bescheidenen Mitteln. Das verdeutlicht insbesondere das Gespräch mit Sascha Oriwall, dem Dritten in unserer Runde, in welchem klar wird, dass er zusammen mit lediglich zwei Lehrlingen für die gesamte Informatik und Gestaltung des Portals verantwortlich ist. Wir brechen auf und fahren an den so genannten Seerhein, der die Stadt entzweit, genauer zur Bleiche, von wo aus man einen wunderbaren Blick auf das unverbaute (oh Wunder!) Schweizer Ufer hat. Da nämlich ist die neue Bleibe der Mutterfirma Seitenbau, in welche auch das Team von laut.de im nächsten Februar ziehen wird. Das Gebäude ist schön gelegen und die drei kommen ins Schwärmen. Viel Vorfreude und auch ein wenig Stolz schwingen mit, als sie die neuen Mauern betrachten, zu denen ihnen ihr eigenwilliges und stets innovatives Projekt verholfen hat. Die basisdemokratische Struktur bleibt auch am neuen Ort erhalten, weiterhin werden sie alle zusammen in einem Raum arbeiten.

Mehr Infos: www.laut.de

FORWARD



WIEN WIE FALCO.

Nun sind Ja, Panik! bereits zum zweiten Mal innert drei Monaten in der Ostschweiz. Die fünf Wiener Freunde. Die Tourverstärkung von Ja, Panik!, der Gitarrist Thomas Schleicher, stand Ende Oktober bleich und fiebrig hinter der Garderobe des Wiener Clubs Flex und nahm Jacken entgegen. Es sei

super gewesen im St.Galler Palace, sie kämen immer wieder gern in die Schweiz. Nun sind sie wieder in der Nähe, und das ist wohl der beste Grund, wieder mal ins Röömli nach Amriswil zu gondeln und den Schlacksen aus Wien melancholisch zuzujubeln. Weil live gespielt dringen die sowieso grandiosen Lieder von der Platte «The Taste And The Money» um einiges intensiver vor. Texte und Bühnengebarden passen wie die Faust aufs Auge: «Hör mir gut zu, wenn ich dir sage / Letzte Nacht, das war für lange Zeit Desaster genug.» Der blutjunge Sänger Andreas Spechtl montiert seine Texte aus fremden Zitaten. Füllt seine Notizbücher, streicht und schiebt die Wörter. Seine Songs bauen an Falco annehmende Räume auf, verbunden mit bestem Gitarrenschrampelpop. Wie heisst es beim ersten Punkt des Band-Manifests so schön: «Den Fortschritt begreifen, sich fremder Ideen annehmen, falsche Gedanken streichen und durch richtige ersetzen. Doch wider die Reproduktion! Bedient euch, schöpft aus dem Vollen eines Jahrhunderts, setzt es in neue Formen! Reisst es aus dem Zusammenhang!» (js)

USL-Raum. Samstag, 10. Januar, 21 Uhr. Mehr Infos: www.uslraum.ch

WIEN FAST WIE BRIGHT EYES.

Von Spechtl zu Stanzl ist es zumindest lautmalerisch kein grosser Schritt. Beide sind zwei bleiche Popsgeister aus Wien. Und doch: Musikalisch liegen mindestens fünf Donaukanäle zwischen ihnen. Stanzl ist der Kopf von **A Life, A Song, A Cigarette**, die im Dezember die FM4-Platte der Woche lieferten. Doch viel weiter herum und in die gewichtigen Musikzeitschriften hat sich die Band noch nicht gespielt. Das mag einerseits daran liegen, dass sie sich sehr stark an amerikanischem Indie-Americana-Pop orientieren und vielleicht auch daran, dass zurzeit eben die wilden, tief sinnigen Wiener Bands die guten Wiener Bands sind: Ja, Panik!, die Labelkollegen Killed By 9 Volt Batteries, Gustav. Doch hat sich das Sextett im Vergleich zum ersten Album wohltuend den direkten Einflüssen von Bright Eyes entledigt. Und überhaupt, was solls: Es ist einfach wohltuend, erhitzte Gemüter kühlender Pop. (js)

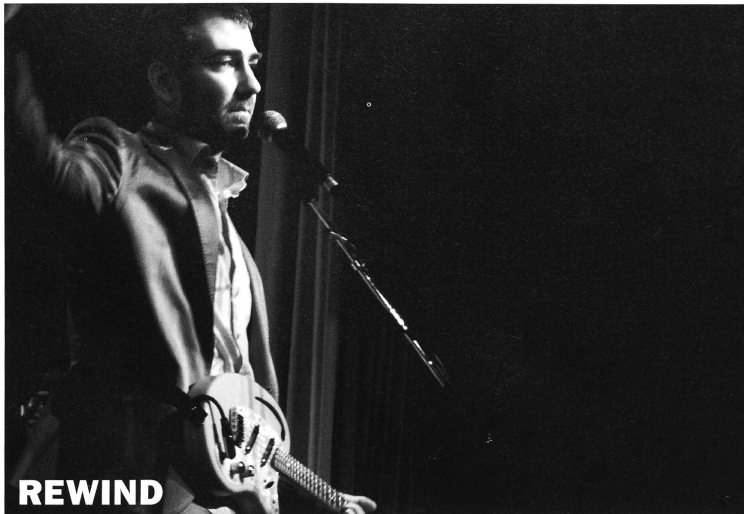
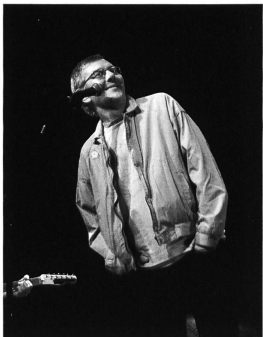
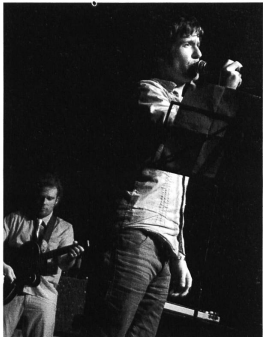
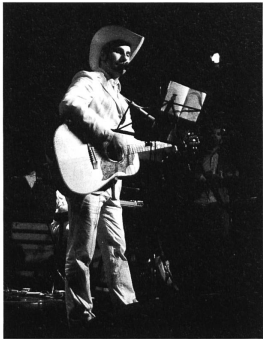
Mariaberg Rorschach. Samstag, 31. Januar, 21.30 Uhr. Mehr Infos: www.maberg.ch



REISENDER JAPANER.

«What have you got in that paper bag? / Is it a dose of Vitamin C? / Ain't got no time for Western medicine / I am Damo Suzuki.» Mit dem Song «I am Damo Suzuki» meisselten 1985 The Fall dem Ex-Sänger von Can ein Denkmal. **Kenji «Damo» Suzuki** war von 1970 bis 1973 Mitglied der einweg legendären Krautrocker. Mittlerweile ist der Japaner auch schon 58 Jahre alt und winkt auf seine Vergangenheit angesprochen in einem Interview relativ leger ab. Can habe es schliesslich dreissig Jahre lang gegeben, er habe gerade mal einen Zehntel der Zeit in der Band verbracht. Lange hätte es Suzuki aber auch um ein Haar nicht gegeben. Nachdem er zweimal wegen eines Krebsleidens operiert worden sei und er damals als Zeuge Jehovas Bluttransfusionen strikt ablehnte, sei ihm klar geworden, wie wichtig Musik ihm sei. Nach beinahe zehn Jahren Abstinenz begann er, wieder mit dem Can-Mitglied Jaki Liebezeit zu musizieren. Und 1998 gründete er sein eigenes Projekt: Damo Suzukis Net Work. Die Jahre davor reiste er ausschweifend durch Afrika. Mit Damo Suzukis Net Work ist er weiterhin unentwegt unterwegs, um immer wieder neue Menschen kennen zu lernen: An jedem Ort tritt er mit fremden Musikerinnen oder Musikern auf, ohne Probe, der Spontaneität verschrieben. In St.Gallen werden es einige Elektromusiker rund um Norbert Möslang sein. Und zur Beruhigung: Es wird keine Jam-Session sein, das hasst Suzuki nämlich. (js)

Palace St.Gallen. Samstag 24. Januar, 22 Uhr. Mehr Infos: www.palace.sg



REWIND

FREUNDE SINGEN STAHLBERGER.

Eine dermassen lange Schlange gabs vor dem Palace noch nie. Alle wollten dabei sein, als Stahlberger & Band ihre sehnlichst erwartete Platte «Rägebogesiedlig» taufen. Manuel Stahlberger und seine Band, aka Christian Kesseli, Marcel Gschwend, Michael Gallusser und der feierlichst eingeführte Neuzugang Dominik Kesseli, hatten neun Freunde zum Karaoke eingeladen und es wurde einer der denkwürdigsten und glücklichsten Konzertabende. Ein wahrliches Tribute (und das bereits beim Debüt!), denn die zuweilen furiosen Interpreten eines Stahlberger-Songs ihrer Wahl machten die Lieder zu ihren eigenen, und alles verschmolz zu einem grossen Fest. Nicht auszumalen, was passiert, wenn Stahlberger & Band dann einmal ihr zwanzigjähriges Bühnenjubiläum feiern. (js)

Palace St.Gallen. 4. Dezember.

Von oben links im Uhrzeigersinn: Handsome Hank, Stahlberger, Guz, Tom Combo mit Ruedi Widmer, Jack Stoiker, Chor bei «Klimawandel», Göldin mit Stahlberger Band, Fennelman, Marco Klein, Marius Tschirky.

Mehr Fotos auf www.entrcontainer.com, Bilder: D-J Stieger



PLAY

UNBEQUEME LAGE.

Kleine Beobachtungen am Rande von einem grossen Beobachter. «Di Arme», singt Manuel Stahlberger, Kabarettist und Liedermacher aus St.Gallen, «wärdet immer ärmer und di Rüche wärdet immer rücher / Aber susch wird im Allgemei-ne ales immer gliicher.» Die Ichfigur kommt – mit etwas Pech – in die «Rägebogesiedlig» zu wohnen, welche leider nicht so aussieht, wie sie verheisst. Super einfach, sich da zu verirren, trotz Farbcodes. Bleibt man also am besten daheim. Endstation Lila. Die Musik ist raffiniert, muskulös, melancholisch und packend und der Text baut die Beklemmung immer konkreter und dichter aus. Angenehm: Die letzten paar Takte lassen die Zuhörerinnen und Zuhörer alleine in der Rägebogesiedlig herumtatschen.

In eine andersrum unbequeme Lage manövriert uns Song zwei, da gehts ums Klima. «Mir sueched immer chli s'Schlächet / Aber mir findets nöd eso rächt / Mir sind zfride und ales isch e chli chli / Aber jetzt simmer endlech mol bi öppis Grosse debil.» Grandios formuliert. Die Flüsse vertrocknet, der Bodensee eine Mondlandschaft, aber nicht mehr lange, denn hier kommt das Meer und – Ritardando, Tusch und Chor: «De Klimawandel / Da isch de Klimawandel.» Dieser Refrain ist auf mehreren Ebenen traurig. Obwohl der pathetische Refrain schwer dazu einlädt, verbietet sich jedes Lachen, es sei denn, man informiere sich klimabezüglich in der Weltwoche. Dem Thema adäquat ernst zu werden, fällt jedoch noch schwerer, schliesslich gehts um eine Katastrophe. Also entsteht eine Emotionsblockade. Man möchte lachen, das aber bleibt, wies so schön heisst: im Hals stecken. Perfektes Unwohlsein samt Mitsingqualitäten. Ganz schön raffiniert.

Unterwegs zum neuen Liedermachertum. Lieder mit Thema müssen neu sein. Warum nochmal gibt es kein Erbe von Mani Matter und Aernschd Born, das heute sinnvoll weiterzuführen wäre? Wegen des grandiosen Tapetenwechsels, den wir seit etwa 1980 erleben durften. Wo in den sechziger Jahren die kleine Beobachtung – ad absurdum geführt – noch in grosse Gesellschaftskritik münden konnte («Zündhölzli»), ist die Lage heute ganz einfach zu umfassend am Arsch. Was damit flach fällt, ist die kleine Liedermacher-Fantasie, wonach Menschen via Konsum von engagierten, argumentierenden Songs «vielleicht langsam aufwachen». Stahlberger gerät zuweilen in dieses Muster, allerdings auf sehr hohem Niveau.

Ein Sezierversuch. Wir entreissen einigen Stahlberger-Songs willkürlich zwei Zeilen und behandeln sie als Eigenes. Etwa die vier:



*I fahr mit em Bummeler uf Rütli,
und es schtliged immer meh Lüt ii.*

*Aber du seisch, es chäm en Change (Tschäinsch)
Du seisch, du sigsch en andere Mensch.*

*Und mir rätsled rund um d'Uhr,
und au d'Wüesschaffter hend kei Spuur.*

*Und dur d'Abflussröhre
chani d'Nachbere ghöre.*

All diese Verse haben das Zeug zum suggestiven Manifest. Zum ganzen Lied. Man kann ihren süßen Mantel weglegen, ihre bitteren Abgründe auslutschen, sie wirken lassen. Wenige Zeilen könnten einen halben oder ganzen Song tragen. Damit würde alles offener, die Musik würde die Worte leichter und weiter tragen, die Zuhörer kämen selber zum Ergänzen, zum Sich-Einbringen. Neue Songs rechnen die Fantasie der Zuhörer ein. «Hudelmooos», zum Beispiel, ist wegen der nichtkommentierenden, beiläufig wirkenden Düntheit einer der wirkungsvollsten Songs. «Ufschtoh, Bueb, mir gönd is Hudelmooos / Is Hudelmooos am Morge am vieri / I bi vieri und s'interessiert mi nid gross / Wie d'Vögel verwached im Hudelmooos.» So werden wir gern erhudelt. **Albert Kuhn**

Stahlberger: «Rägebogesiedlig». Die CD erscheint am 23. Januar, ist aber bereits jetzt bei Bro Records und Musik Hug in St.Gallen erhältlich. Mehr Infos: www.stahlberger.ch



Das Mittelmeer ist ein Meer der unendlichen Vielfalt.
Es ist das Meer der Leuchttürme, der Muscheln, der
Sirenen und der verträumten Inseln...

MEDITERRAN ESSEN & TRINKEN BEI MAHMUT



Restaurant Limon, Lindebühlstrasse 32, 9000 St. Gallen, Tel 071 222 9 555, mittelmeer@limon.ch, www.limon.ch
Öffnungszeiten: Montag - Donnerstag 09.00 - 24.00 - Freitag - Samstag 09.00 - 01.00, Sonntag Ruhetag



ZEHN BANDS VINGT LIEUX CENTO CONCERTI

**SUISSE
DIAGONALES
JAZZ** 

15.1. - 21.2.09

www.diagonales.ch

ANDREAS SCHAEERER'S HILDEGARD LERNT FLIEGEN / MARC PERRENOUD TRIO /
LA BOUILLIE D'HEIDI / 'NK / JALAZZ / MATTHIAS SIEGRIST LOGBOOK /
RED NOTE JAZZ TRIO / DIE PILZE / COWBOYS FROM HELL /

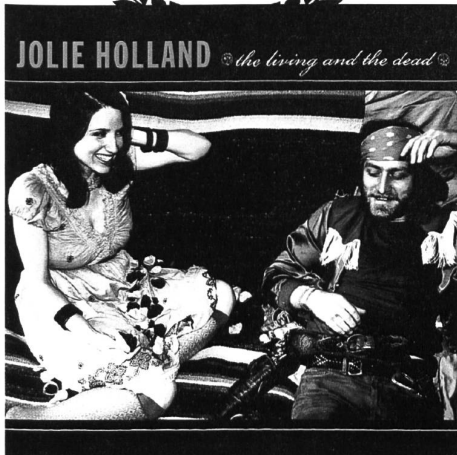
KULTUR IM BAHNHOF ST. GALLEN

13.2.09 20.30 **JAZZCAFÉ** / 'NK 

GAMBRINUS JAZZ PLUS ST. GALLEN

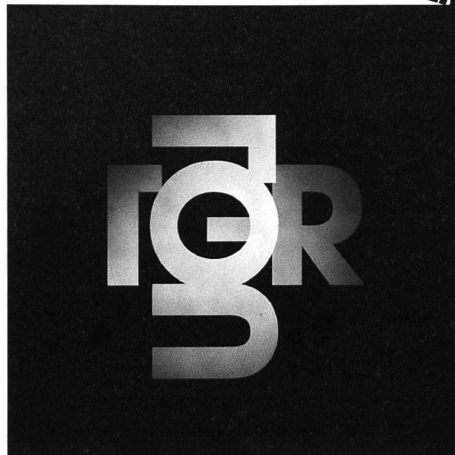
12.2.09 20.30 **MICHAEL NEFF GROUP** / **MOETZGROUP...EXTENDED FEAT. ALBA CARMONA** 

14.2.09 20.30 **COWBOYS FROM HELL**  / **RED NOTE JAZZ TRIO** 

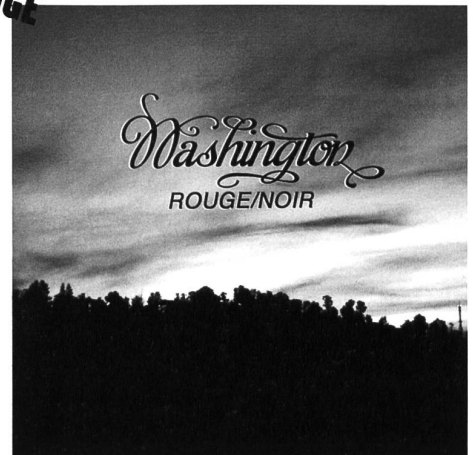


JOLIE HOLLAND. Tom Waits hört ihre Musik in der Badewanne. Auf seinen Geschmack ist zu vertrauen, meine ich, zumindest, wenn es um Authentizität und Eigenständigkeit geht. Und zu einer Lo-Fi-Ästhetin wie Jolie Holland fühlt der alte Haudegen sicher auch eine seelische Verwandtschaft. Auf ihren ersten drei Platten fräste sich der zarte Schmelz von Jolies Mädchenstimme durch einen Wust an gespenstischen Geschichten. Und erinnerte damit an eine längst vergangene Ära, als Geschichtenerzähler wie Woody Guthrie und Leadbelly über die Landstrassen Amerikas zogen und am Abend in irgendwelchen Absteigen ihre Klampfe auspackten. Die Texanerin stand bis anhin für ihre unvergleichlich karge Farbpalette aus Folk, Blues und Zeitlupenjazz. Auf dem vierten Studioalbum «The Living And The Dead» (Phonag) hat Holland ihr Spektrum um eine feine Spur Rock'n'Roll erweitert. Nicht so sehr der wunderbar skurrile Singer-Songwriter M. Ward als vielmehr der auch mit Costello wie Waits arbeitende Marc Ribot hat diesen Weg geebnet. Doch laut und hart ist «The Living» naturgemäß auch mit diesen Stargästen nicht geworden. Jolie Hollands Vorliebe für den zerbrechlichen Song, der oft so etwas wie lebensmüde Fröhlichkeit (falls es die gibt) verströmt, bestimmt auch ihr neues Werk. Wenn ich mir Norah Jones an der Bar eines Nobelhotels vorstelle, wie sie ihre oft blutleeren Wohlfühlsongs singt und spielt, kommt mir bei Holland ein dunkles Hinterzimmer einer Kneipe in den Sinn, in dem vergammelten Blumen, halbleere Rotweinflaschen und ein altes Klavier herumstehen. Jemand schwankt bedrohlich auf die Lautsprecherboxen los. Es ist nicht Jolie Holland, aber vielleicht Jack Kerouac. Ihm und seiner Frau Edie widmet sie mit «Mexico City» den ersten und zugleich besten Song der Platte. Ja, die Weltenbummlerin hat eben nicht nur das Americana-Lehrbuch studiert, sondern auch den ekstatischen Gedichtband «Mexico City Blues» durch und durch gelesen. So düster wie auf «Springtime Can Kill You» (2006) endet «The Living» aber nicht: Im Schlusslicht von «Enjoy yourself» beginnt Holland doch tatsächlich zu lachen. Geht es ihr zu gut? Das wäre ja beinahe tragisch.

René Sieber, Autor und Pop-Aficionado.



TIGER LOU. Der Schwede Rasmus Kellermann tingelte angeblich jahrelang unermüdlich durch kleine Clubs zwischen Nordkap und Schweizer Alpen. Ist der unter dem Künstlernamen Tiger Lou geduldige Schaffer damit zum kleinen Indie-Star mutiert? Nicht so richtig. Dafür sind seine hymnischen, melancholischen Melodiebögen dann doch zu sperrig. Auch auf Kellermanns viertem Album «A Partial Print» (Irascible) ist das nicht anders. Aufgenommen hat der Hundeliebhaber seine zehn neuen Songs in Berlin. Es ist eine Krux mit dieser Platte. Zwischen Begeisterung und Langeweile pendeln die Gefühle hin und her, denn die Schweben dieser eigenartig gefühligen Sounds zwischen tanzbarem Indierock und nordisch-verzweifelter Pop kommt öfters ins Wanken, als einem lieb ist. Da gabs dann nur eine Notlösung: Laut aufdrehen und immer und immer wieder hören! Die grosse Geste steht Kellermann sehr gut, wenn er dabei in nicht allzu seichte Gewässer rutscht. Je weiter das Album fortschreitet, umso besser und einnehmender werden die Songs. Das düstere Elektrogefickel klingt dann plötzlich nicht mehr so pessimistisch und macht dank den emotional aufgeladenen Gesangsspuren auch einfach mal richtig Spass. Interpol ohne die Überdosis Joy Division sozusagen. Die zwei einsamen Höhepunkte hat sich Kellermann bis ganz zum Schluss aufgehoben: «Crushed By A Crowd» ist ein grossartiger Song und das über neunminütige Titelstück ein kleines Meisterwerk mit viel Bombast, Sentiment und dazwischengestreuten tollen Streichern. Hier greift der Schwede selbstbewusst nach den Sternen. Und stürzt nicht ab. Dazu gehört schon mehr als ein bisschen Klasse.



WASHINGTON. Nicht in die Irre leiten lassen von diesem Bandnamen! «Washington» ist gewagt. Damit verbundene Assoziationen mit Bands wie Chicago und Kansas verursachen eher Übelkeit. Rune Simonsen, Gesang und Gitarre, Esko Pedersen, Beats, und Andreas Høyer, Bass, stammen aus Norwegen, aus dem nördlich des Polarkreises gelegenen Tromsø. Zappenduster ist es dort und die Jahresmitteltemperatur liegt bei 2,5 Grad. Sehnsucht, Aufbrechen, Aussteigen. Wer kann es den Mannen verübeln, dass sie von Amerika und der restlichen Welt träumen? Und dabei sphärische, verschleppte Melodien anstimmen? Auftauvorbereiter ist entweder ein leises Klavier oder die Akustische. «Rouge/Noir» (Irascible), das dritte Album von Washington, startet mit dem gleichnamigen Track und einer vibrierenden Gitarre. Wir streifen durch die immergrünen Wälder Washingtons, denken stirnrunzelnd an Travis und Starsailor und sind im selben Augenblick froh, dass die Reise trotz dem Schielen nach England und Schottland weitergeht. Die Nacht zieht heran und es wird empfindlich kühl. Also wärmen wir uns am Gesang von Rune und lassen uns die dunkle Melancholie gefallen. Ach ja, uns geht ein weiterer «Nordlichtblick» auf: Erinnert das geschmacklerische Album-Cover nicht irgendwie an den Echo-&The-Bunnymen-Klassiker «Heaven Up Here» von 1981? Auch musikalisch ist diese Referenz nicht zufällig. Bei aller stilisierten Schönheit dieser Platte («Last Of Eve», «Andante») wird man gelegentlich das Gefühl nicht los, die Norweger liebäugelten allzu forsch mit der grossen Bühne und dem grossen Geld. Bleibt Tromsø treu, möchten wir ihnen zurufen, und nehmt eure nächste Platte wieder bei minus zwanzig Grad Aussen-temperatur auf!

SIEBERS NEUJAHRS-PODESTLI:

- {1} Talking Heads Speaking In Tongues (1983)
- {2} Bob Dylan Tell Tale Signs – The Bootleg Series Vol. 8
- {3} The Strokes Room On Fire (2003)
- {4} Jolie Holland The Living And The Dead
- {5} Kanye West 808s & Heartbreak
- {6} Tiger Lou A Partial Print
- {7} Lambchop OH (Ohio)
- {8} Washington Rouge/Noir
- {9} Lucinda Williams Little Honey

APPENZELL

TRAPEZKUNST OHNE NETZ

von Carol Forster aus Appenzell

Es gibt Leute, die bauen ihre Häuser um – gedanklich nur – und planen dort als erstes Fluchtwege für eventuelle Feuersbrünste ein. Das ist verständlich, weil Angst vor Feuer haben wir alle, auch die Nichtraucher. Gerade in der Adventszeit mit all den Kränzen und Christbäumen und Kerzen überall, die eigentlich Wärme und Behaglichkeit vermitteln wollen. Diese stillste Zeit des Jahres ist jetzt überstanden, ohne Fluchtwege. Wir hatten ja kein Haus umzubauen, bloss Familientreffen und andere Zusammenkünfte zu überstehen, üppige Essen zu verdauen und ein paar hübsche Geschenke auspacken. Zuweilen konnte man sich in die Geschichte eines guten Buches zurückziehen, einen ausgedehnten Winterspaziergang machen oder tagträumend die Überreste einer gediegenen Einladung wegputzen. Das alte Jahr musste dem neuen Platz machen; gute Vorsätze und Bleigiessen, Gummibärchenorakel und Feuerwerk; die Herzen offen für ein jungfräuliches Jahr, frisch und unverbraucht. Finanzkrise hin oder her, das Jahr beginnt, es gibt kein Entrinnen. So ist es auch mit unseren Leben. Es gibt sogenannte Lebensentwürfe, Lebensplanungen, Lebenskrisen, Lebenswege, und nirgends ist ein Fluchtweg eingeplant. Gibt es nicht. Das Vorher und das Nachher wird selbstverständlich ausgelotet, es wird

Inventur gemacht, Bilanz gezogen, Rückschau gehalten.

Anfang Januar machen auch wir im Bücherladen Inventur. Jedes Buch wird in die Hand genommen, aufgeschrieben. Zahlenkolonnen werden zusammengezählt. Viel Arbeit. Auch hier keine Fluchtmöglichkeit. Wir sehen diesen Tag – es ist immer ein Sonntag – als kleines Nachspiel zur Weihnachtszeit. Ein Grossfamilienereignis sozusagen, weil alle unsere Familienmitglieder, auch Grosseltern und Kinder, miteinbezogen werden. Die einen zählen Bücher und räumen auf, die andern kochen für alle und zaubern eine gemütliche Atmosphäre in die Stube. Nach getaner Arbeit treffen wir uns zum Essen um den grossen Tisch und geniessen das Zusammensein, die Zahlen sind dann nebensächlich. Klar sind die auch wichtig, sonst wäre ja nichts in unsern Tellern. Was aber nicht vergessen werden darf, ist der Spass an der Sache, die leisen Zwischentöne, das Salz in der Suppe. Vielleicht ist unsere Art zu leben, so etwas wie Trapezkunst ohne Netz. Gefährlicher, abenteuerlicher, aber auch erlebnisreicher als wenn da diese Netze oder Notausgänge bestehen würden. Unser Netz sind wir selbst, und dieses Vertrauen schafft Energie und Kraft, weiterzumachen. Jahr für Jahr. Es sind keine Fluchtwege eingeplant, weder in unsern Häusern, in unseren Leben, noch in unseren Herzen. Angstlos weiterzugehen, Freude zu haben am Dasein, Spass zu haben an der Arbeit und aufgehoben zu sein unter Freunden, das ist Motivation genug, jedes Jahr neu zu beginnen und die menschlichen Irrtümer links liegen zu lassen. Offene Häuser brauchen keine Fluchtwege. Irrtum ausgeschlossen.

Carol Forster, 1961, führt den Bücherladen in Appenzell.

THURGAU

HAPPY NEW FRAUENFELD

von Mathias Frei aus Frauenfeld

Zum Glück gibt es den Jahreswechsel, wenn man sich im Rahmen der Zufluchtsstätte Alkohol nach dem Fleischfondue und vor der Tischbombe mit Kopfweh-Sekt in der Hand Besserung gelobt, damit alles nicht noch schlechter wird. Angst-Gesellschaft ahoi! Vorsätze bleiben dabei meist in der egozentrischen Privatheit des Moments stecken. Weniger Alkohol oder weniger Körperfett. Solche Vorsätze täten mir vielleicht auch nicht schlecht. Ich wünsche mir aber für 2009 andere Dinge, für mich und Frauenfeld.

Ich wünsche mir zum Beispiel mehr Zeit. Dass man keine übereilten Entscheide treffen muss, dass man diskutieren kann, um die beste Lösung zu finden, dass man wieder Ideen entwickeln kann, Menschen davon überzeugen kann, dass man die Ideen umsetzen kann, dass die Ideen zukunftsweisend sind, nicht nur für morgen oder nächstes Jahr, dass man Rahmenbedingungen schafft, dass Ideen zukunftsweisend sein können.

Einen Leuchtturm auf der Stadtkaserne, dass man sieht, dass da wieder Leben kaserniert wird, das nicht gefangen ist, aber umso mehr ausstrahlt, dass man weiss, dass man gerne da ist, weil etwas entsteht, zwischen Lebens- und Kulturraum, für die Kunst und auch das Doppel-Jodelquartett, für alle, dass Kultur vermehrt als Standortfaktor dient, dass das Bahnhofsareal auch die urbane Bedeutung bekommt, wie einem immerzu suggeriert wird.

Einen Stadtbus, der immer freie Bahn hat und der gratis ist, dass man sowieso immer den Stadtbus nimmt, dass man weiss, dass er alle zehn Minuten fährt, dass viele Probleme gelöst werden, dass die Innenstadt zu einer grossen Fussgängerzone wird, dass man sich nicht mehr um die Individualverkehr-Blechlawinen kümmern muss, dass man gerne mit dem Velo fährt oder zu Fuss geht.

Weniger Videokameras, dass man nicht meint, zu glauben, man sei in Sicherheit, obwohl man es doch nicht ist, dass nicht im toten Winkel ein Mädchen vergewaltigt wird, dass nicht Symptome bekämpft werden, sondern Ursachen, dass einem nicht Angst gemacht wird, dass man keine Angst vor Menschen hat, dass man mit Menschen redet und ihnen hilft, dass man sich hilft.

Mehr Leben im Sommer, dass man den Nebel wieder schätzen lernt, dass man im botanischen Garten verweilt und im Burstelpark und im Lindenpark und in der Altstadt, dass sich Menschen in der Stadt aufhalten, dass Menschen da sind, konsumieren und produzieren, dass man nicht suchen muss, sondern



Links oder rechts? Egal, nichts wie weg hier. Bild: pd.

finden darf, dass man nicht mit megalomani-
schen Volksfesten vorlieb nehmen muss, dass
das Openair-Kino oder die Museumsnächte
Zuwachs bekommen.

Weniger Nein-Stimmen bei Einbürgerungen,
dass alle wissen, dass man in Frauenfeld will-
kommen ist, dass man es schätzt, dass Frau-
enfeld viele Hautfarben hat, dass Horizonte
erweitert werden statt inhaftiert, dass man
nicht alles besser wissen muss, dass Kleinbür-
gerlichkeit und Kleingeistigkeit keinen Nähr-
boden mehr finden.

Mathias Frei, 1980, Student, Kulturveranstalter, Slampoet, Texter
und SP-Gemeinderat.

TOGGENBURG

FAMILIE, TREUE, LIEBE, GLÜCK

von Andreas Roth aus Wildhaus

Lange habe ich darüber nachgedacht, mich in
schlaflosen Nächten mit der Frage gequält, ob
ich es tun soll. Und nun ist es soweit, der
Moment für mein Outing ist gekommen: Ich
schaue die Telenovela «Wege zum Glück».

Seit fast zwei Jahren verfolge ich jeden Tag
über Mittag oder um 16.05 auf SF 1 das
Soap-Geschehen in Falkental, einem ver-
träumten Kaff irgendwo zwischen Zehdenick
und Löwenberg nördlich von Berlin. Ich
rechtfertige mich nicht dafür. Im Gegenteil –
hier kommt mein Werbespot:

Die Fortsetzungsgeschichte kommt für 2,3
Millionen Zuschauer täglich allein auf ZDF
genau richtig, um dem Arbeitsalltag für 45
Minuten zu entfliehen und in eine Welt einzu-
tauchen, die spektakulärer nicht sein könnte.
Der Bösewicht Anabelle ist in diesen Tagen
gestorben (Selbstmord). Jahrelang hat sie zu
ihrem Vorteil anderen geschadet, die böse
Frau. Selbst vor Mord (mit Schlangengift),
Anschlägen (mit Blumentöpfen) und Sabotage
(an der Autobremse) hat sie nicht Halt ge-
macht. Für ihre Zwecke hat sie gar den Polizi-
sten Jan bestochen. Doch jetzt sitzt Anabelle
unter der Erde und Jan im Gefängnis. Lange
Zeit steckte Annabelles Tochter Nora mit den
beiden unter einer Decke. Doch die hübsche
Blondine hat sich dem Guten zugekehrt (dank
ihrer Familie). Nach sechs Jahren Gefängnis
(drei Jahre davon unschuldig) ist sie nun
lammfromm, aber unglücklich verliebt. Und
zwar in ihren Halbbruder Alexander, der aus
dem Nichts aufgetaucht ist. Was die beiden
nicht wissen: Sie sind gar keine Geschwister
und könnten sich hemmungslos lieben – doch
nur die Mutter Judith kennt dieses Geheimnis.
Sie behält es für sich, um ihren Mann Richard
nicht zu verlieren. Derweil können Elsa und
Konrad kein Kind bekommen (er ist unfrucht-



Die beiden haben ihren Weg zum Glück bereits gefunden. Bild: pd.

bar), finden aber per Zufall den jungen Theo
zum Adoptieren, der sich in die wieder aufge-
tauchte Paula verliebt, die das Enkelkind von
Richard ist. In der grossen Porzellan-Manu-
faktur des Dorfes kämpfen Michael und Fre-
derik um ihre Anteile an der Firma; in Wahr-
heit geht es beim Kampf aber um Sophie, in
die beide verliebt sind. Sophie hingegen ist hin
und her gerissen und weiss nicht, was sie tun
soll. Ausserdem planen Tobias und Marianne
eine Weltreise, um ihre Kinder in verschiedenen
Ländern zu besuchen. Wird Tobias den Mut
haben, sein geliebtes Falkental so lange zu ver-
lassen?

Eine Kollegin teilte mir letzthin mit, dass sie
«Wege zum Glück» nicht mehr aushalte. All
die Intrigen hätten ihr zu sehr zugesetzt. Die
Serie bedient alle gängigen Klischees und Ste-
reotypen in einem fast unerträglichen Mass.
Auch die übertriebene Darstellung eines soli-
den Wertesystems (Familie, Vertrauen, Liebe,
Glück, Treue) ist unausstehlich schön. Deshalb
liebe ich «Wege zum Glück». Es zeigt, wie wir
uns das Leben idealtypisch vorstellen, aber nie
wirklich (er)leben möchten. So viele unwichti-
ge Probleme will kein Mensch (Herr Adam isst
Frau Landmann ihren Heidelbeerkuchen weg).
Jetzt ist es draussen und ich fühle mich
befreit. Ich weiss, dass ich mit meiner Sucht
nicht alleine bin. Es gibt viele anonyme «Wege
zum Glück»-Gucker da draussen. Der Diskus-
sionsblog der offiziellen «Wege zum Glück»-

Homepage hat über 350'000 Einträge. Auf
Facebook habe ich acht «Wege zum Glück»-
Gruppen gefunden. Doch nur mit wenigen
Kolleginnen kann ich unbeschwert über diese
Sucht reden. Es ist wie mit dem Gölä-Hören:
Keiner machts und trotzdem ist das Album
auf Platz eins.

Andreas Roth, 1983, lebt in Wildhaus und arbeitet bei Snow-
land.ch und der Klangwelt Toggenburg.

VORARLBERG

CHIPBRUCH MIT CRUSOE

von Kurt Bracharz aus Bregenz

Neulich bestellte mich meine Bank zum Rap-
port. Sie teilte mir mit, dass ich als Besitzer
amerikanischer Aktien eine Kopie meines Pas-
ses hinterlegen müsse. Nachdem mir klar ist,
dass hinter der Forderung, meine Visage iden-
tifizieren zu können, der US-amerikanische
Supernachrichtendienst Homeland Security
steckt, und weil ich nicht in Guantánamo
befragt werden möchte, wieso ich US-Aktien
besitze, suche ich die Bank auf. Aber ich sollte
zunächst erklären, wie ich zu diesen Aktien
gekommen bin.

TANZ
FESTIVAL
09



BREGENZER FRÜHLING

www.bregenzerfruehling.at

Kartenvorverkauf und Programm bei Bregenz Tourismus & Stadtmarketing

Rathausstr. 35a, 6900 Bregenz, T +43(0)5574/4080-0 und unter www.v-ticket.at, E tourismus@bregenz.at

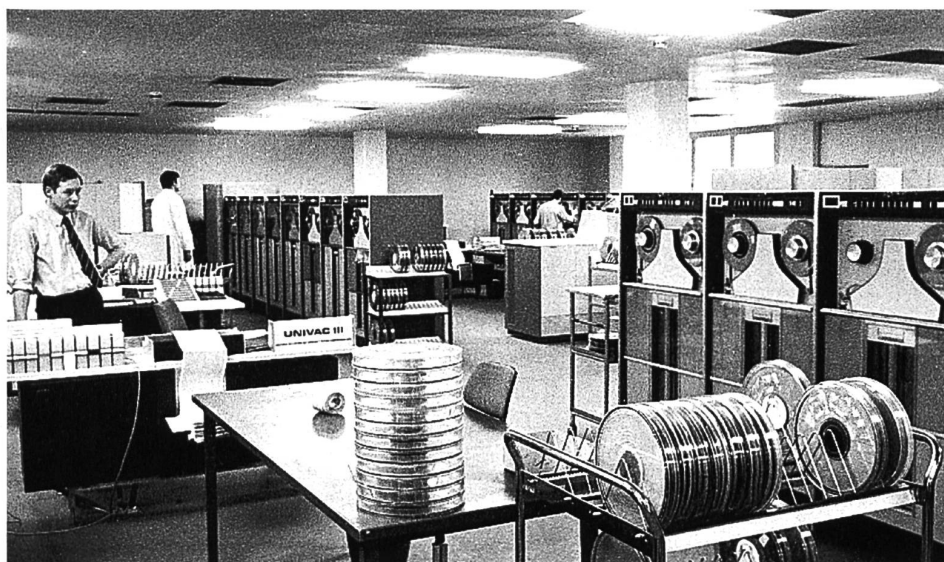
Foto: Ravi Deepres

frühbucher
bonus
ballett
pass

Beim Kauf eines Ballettpasses

–25%
rabatt

www.v-ticket.at



Als die Computer noch gross und die Aktienkurse stabil waren. Bild: pd.

Es war im Jahr 2000, als ich bei einer Presseveranstaltung zum Thema Mobile IT in einem bayerischen Dorf mit einem ungewöhnlichen Typen ins Gespräch kam, einem gewissen Dave Ditzel. Das Ungewöhnliche war, dass er im Unterschied zu allen US-Managern aus dieser Branche, mit denen ich jemals vorher Interviews geführt hatte, sympathisch und ausserdem so etwas wie ein Intellektueller war. Ditzel stellte seine Erfindung vor, einen stromsparenden Prozessor, den er Crusoe nannte. Auf meine Bemerkung, zu Crusoe falle mir als Assoziation «Schiffbruch» ein, meinte Ditzel, für ihn stehe Crusoe für Abenteuer und Exotik. Das fand ich zwar seltsam, aber den Prozessor (oder das, was Ditzel darüber sagte) überzeugend: Es war der erste Chip, der auf Stromersparnis durch Software programmiert war. Er glied sich flexibel den jeweiligen Anforderungen an, statt einfach mit erheblicher Abwärme vor sich hinzubrühen, wie damals noch alle anderen Prozessoren. Das klang nach einer interessanten Erfindung mit kommerziellem Potential. Und Ditzel hatte damals noch ein überzeugendes Argument, nämlich ein fertiges Sony-Notebook mit Crusoe inside. Die Sache würde also nicht verpuffen, schliesslich wurde sie bereits von einem Elektronikriesen (damals ging es Sony noch sehr gut) eingesetzt. Da tat ich etwas, was ich vorher noch niemals getan hatte: Ich kaufte mir ein paar Aktien. Für umgerechnet ungefähr 5000 Franken des Crusoe-Herstellers Transmeta. Dann tat ich etwas, was für mein Portfolio typisch wäre, wenn ich eines hätte: Ich kümmerte mich nicht weiter um die Angelegenheit. Die Bank würde mir schon mitteilen, wenn der Kurs explodierte und Ditzel der neue Bill Gates wäre. Auf der Cebit-Messe fragte ich allerdings ein oder zwei Jahre später am Transmeta-Stand nach, was sich denn so tue im Crusoe-Geschäft. Da erzählte man mir, Intel habe Herstellerfirmen bestochen, damit diese ausschliesslich die mittlerweile auch energiesparenden Intel-Chips verwende. Das

hielt ich für einen Schmäh, las aber viel später und zufällig, dass Intel sich in genau so einer Sache vor Gericht mit jemandem – nicht Transmeta – verglichen hatte. Also war offenbar was dran an der Behauptung. Der Transmeta-Kurs implodierte, mein Aktien-«Paket» ist jetzt noch etwa 500 Franken wert. Ich googelte Transmeta ein bisschen und erfuhr, dass die seit 2005 keine Chips mehr herstellten und sich stattdessen auf LongRun2-Technologie konzentrierten (was auch immer das ist), dass David R. Ditzel rausgeschmissen worden sei und jetzt angeblich für Intel (!) arbeitet und dass Transmeta im ersten Quartal 2009 von einem Konzern namens Foronova für 255 Millionen Dollar übernommen werde. Daraufhin fragte ich die Frau in der Wertpapierabteilung meiner Bank, ob ich von dieser Übernahme benachrichtigt und was dann eigentlich aus meinen Aktien werden würde. Sie wusste es auch nicht, fragte aber gleich mal jemanden in der Wiener Zentrale, der es auch nicht wusste, aber seinerseits versprach, der Sache nachzugehen. Das hat er auch getan, jetzt haben sie mir gesagt, ich würde sofort benachrichtigt, wenn es mit der Übernahme so weit sei. Hoffentlich nimmt mich Homeland Security aus der Datenbank, sobald ich meine 500 Franken zurückbekommen habe.

Kurt Bracharz, 1947, arbeitet als Schriftsteller, Kolumnist und Übersetzer in Bregenz.

WINTERTHUR

BEIM FCW UM DIE ECKE

von Manuel Lehmann aus Winterthur

«Es gibt nur einen FCW», so singen jeweils die Winterthurer Fussballfans ein wenig provokativ. Denn den nächsten FCW gibt es

gleich um die Ecke. Und dieser steht zur Winterpause erst noch weiter oben in der Tabelle. Mit dem Zug ist es nur eine Viertelstunde bis Wil. Es gibt dort nicht nur Fussball, sondern auch Kultur. Im Gare de Lion, ehemals Remise, spielen gute, internationale Bands. Und noch schneller ist man von Winterthur aus in Frauenfeld. Kultur gibt es dort im Eisenwerk und im Kaff (Kulturarbeit für Frauenfeld). Ich wollte wissen, ob sich die Frauenfelder und Wiler von Winterthur in den Schatten gestellt fühlten – denn viele Winterthurer beklagen sich, in Zürichs Schatten zu stehen – und startete darum eine kleine Telefonumfrage.

In Frauenfeld wird laut Marco Eigenmann, dem Programmverantwortlichen des Kaff, durchaus gerne gejammert. Man sei – im Schatten von Winterthur und zugleich von Zürich – quasi doppelt bestraft. Viele gingen dorthin in den Ausgang. Wer einmal am Winterthurer Bahnhof stand, nach der Ankunft des Nachtzugs aus Zürich und kurz vor der Abfahrt der Nachtzüge Richtung Osten, weiss was gemeint ist. Hektischer geht es zur Hauptpendelzeit nicht zu und her.

Viele würden auch wegziehen, meint der Marco Eigenmann weiter. Die Wohnungen in Frauenfeld seien zwar billiger, aber dennoch sei es möglich, eine bezahlbare Wohnung in Winterthur zu finden. Doch die Anlässe im Kaff, meint Eigenmann, seien nicht schlecht besucht. Und auch Winterthurer würden zum Publikum gehören, wobei vor allem die Winterthurer Bands Publikum mitbrächten. Er hätte aber nichts einzuwenden gegen noch mehr Zulauf. Mehr Besucher würden zusätzliche Kultur möglich machen.

Claudio Büchel vom Gare de Lion möchte es nicht so formuliert haben, dass Wil im Schatten von Winterthur stehe. Er sieht Winterthur eher als eine Ergänzung: Wenn in Wil nichts los ist, sind Winterthur oder Zürich willkommene Alternativen. Wobei Zürich etwas weit weg sei, und Winterthur wirklich gleich um die Ecke und im Gegensatz zu Zürich schön übersichtlich. Die grössere Nachbarstadt hat also auch ihre positiven Seiten. Aus der Perspektive des Gare de Lion sei Winterthur mit seinem Kulturangebot zwar sicher eine Konkurrenz, wie sich diese auswirke, sei aber nicht wirklich abschätzbar. Es sei sicher einfacher für Winterthurer Clubs, Wiler anzulocken als umgekehrt, bei gewissen Konzerten würden aber auch Winterthurer in den Gare de Lion kommen. Wenn es darum gehe, wohin der Wiler auswandere, dann sei Winterthur nur zweite Wahl. Er wolle auch nicht nach St. Gallen, sondern nach Zürich. Aber schliesslich würden gerade die Studenten vielfach in Wil bleiben und das Pendeln auf sich nehmen. bei Mama lebt es sich komfortabler.

Manuel Lehmann, 1974, ist Veranstalter im Kraftfeld Winterthur und im Vorstand des ArealVerein Lagerplatz.